

Schriftenreihe Bachelor- und Masterthesen der
Berner Fachhochschule – Soziale Arbeit

Claudia Schneider, Pascale Spahn

Das Ich im Wir

Bewusstseinsbildung in der Sozialen Arbeit als Voraussetzung für Verständigung

Bachelorthesis der Berner Fachhochschule – Soziale Arbeit. Juni 2011

Sozialwissenschaftlicher Fachverlag «Edition Soziothek». Die «Edition Soziothek» ist ein Non-Profit-Unternehmen des Vereins Bildungsstätte für Soziale Arbeit Bern. Der Verein ist verantwortlich für alle verlegerischen Aktivitäten.

**Schriftenreihe Bachelor- und Masterthesen der
Berner Fachhochschule – Soziale Arbeit**

In dieser Schriftenreihe werden Bachelor- und Masterthesen von Studierenden der Berner Fachhochschule – Soziale Arbeit publiziert, die dem Prädikat „sehr gut“ oder „hervorragend“ beurteilt und vom Ressort Diplomarbeit der Berner Fachhochschule – Soziale Arbeit zur Publikation empfohlen wurden.

Claudia Schneider, Pascale Spahn: Das Ich im Wir. Bewusstseinsbildung in der Sozialen Arbeit als Voraussetzung für Verständigung.

© 2011 «Edition Soziothek» Bern
ISBN 978-3-03796-419-4

Verlag Edition Soziothek
c/o Verein Bildungsstätte für Soziale Arbeit Bern
Hallerstrasse 10
3012 Bern
www.soziothek.ch

Jede Art der Vervielfältigung ohne Genehmigung des Verlags ist unzulässig.

Claudia Schneider
Pascale Spahn

Das Ich im Wir



Michelangelo Buonarroti

Bewusstseinsbildung in der Sozialen Arbeit als Voraussetzung für Verständigung

Bachelor-Thesis zum Erwerb
des Bachelor-Diploms

Berner Fachhochschule
Fachbereich Soziale Arbeit

Abstract

Eine legitime sozialarbeiterische Intervention muss auf dem Ergebnis eines verständigungsorientierten Prozesses beruhen, da die Interessen der Klienten nicht vorweggenommen werden können. Dieses Verständnis von Sozialer Arbeit basiert auf der Theorie des kommunikativen Handelns von Jürgen Habermas. In Anlehnung daran hat Martin Graf eine Theorie der Sozialpädagogik entworfen, welche die Vermittlung von Mündigkeit und sozialer Zurechnungsfähigkeit zum Ziel hat. Diese Arbeit beschäftigt sich mit der Frage, inwieweit SozialarbeiterInnen das nötige Bewusstsein über die sozialen Strukturen und die biographischen Voraussetzungen haben, um dieses Ziel – verständigungsorientiert – verfolgen zu können.

Anhand der Zyklustheorie von Volker Borschier kann gezeigt werden, dass je nach Zyklusphase das politökonomische Regime an Legitimität verliert. Die daraus entstehenden sozialen Spannungen werden nach Mario Erdheim über installierte Kühlsysteme unbewusst gemacht. Soziale Arbeit ist dabei der erhöhten Gefahr ausgesetzt, für herrschende Interessen instrumentalisiert zu werden.

Mithilfe der Psychoanalyse können unbewusst gemachte Erfahrungen im Individuum untersucht werden und aus der Perspektive der Ethnopschoanalyse wird deren soziale Relevanz erläutert. Dabei wird deutlich, dass die Unbewusstmachung eine Voraussetzung von Herrschaft darstellt. Über intrapersonale, institutionalisierte und interpersonale Abwehrmechanismen werden die Spannungen latent gehalten. Die Unbewusstmachung ist oftmals verknüpft mit einer Entspannung oder Teilbefriedigung – jedoch zum Preis der Freiheit. Die Auflösung der mit Prestige besetzten Rollen ist eine Voraussetzung, um das Unbewusste entdecken zu können. Aufgrund der sich auflösenden Strukturen muss das Individuum eine Identität herausbilden. Mit dem Identitätskonzept von Lothar Krappmann wird aufgezeigt, dass die Identitätsherstellung für den Bewusstseinsprozess und die Verständigung unabdingbar ist.

Im letzten Teil wird anhand der Einzelfallanalyse nach Christian Vogel bei einem Beratungsgespräch untersucht, ob Mechanismen des Sozialarbeiters erkennbar sind, die Verständigung fördern oder erschweren. Die Analyse der Emergenten, d. h. bewusst wahrgenommener Auffälligkeiten, gibt Aufschluss über latent gehaltene Grundspannungen. Nicht alle diese Spannungen wurden vom Sozialarbeiter bewusst als solche erkannt, wie dies die Nachbesprechung zeigt. Die Einzelfallanalyse erweist sich als geeignetes Instrument, um über die reflexive Distanz zum eigenen Handeln Bewusstseinsprozesse zu fördern und dadurch verständigungsorientiertes Handeln zu ermöglichen.

Das Ich im Wir

Bachelor-Thesis zum Erwerb
des Bachelor-Diploms in Sozialer Arbeit

Berner Fachhochschule
Fachbereich Soziale Arbeit

Vorgelegt von

Claudia Schneider
Pascale Spahn

Bern, Juni 2011

Gutachter: Prof. Dr. Christian Vogel

Dank

Die aufbauende Art und Weise, wie wir den Weg zu unserer beendeten Diplomarbeit erleben konnten, hat bestimmt nicht nur mit der positiven und inspirierenden Zusammenarbeit von uns beiden Autorinnen zu tun. Da haben auch andere mitgeholfen, uns tatkräftig unterstützt und unser Arbeiten beflügelt. All jenen soll unsere Danksagung gewidmet sein.

Vielen Dank den beiden motivierten Sozialarbeitenden, die sich unserer analysierenden Forschung mutig ausgesetzt haben und sich dabei nicht scheuten, sich der nachträglichen Analyse zu stellen. Wir wertschätzen das Vertrauen, welches ihr uns damit geschenkt habt. Es freut uns sehr, dass ein Beweggrund eurer Bereitschaft auch auf dem Interesse gründete, das eigene Handeln und Bewusstsein reflektieren zu wollen.

Ein grosses Dankeschön auch an die beiden Lektorinnen Angela Egli und Jacqueline Schneider. Das spontane Zusagen auf unsere Anfrage und das kritische und sorgfältige Lesen unserer Arbeit bedeutete nicht nur eine Bereicherung für uns und die Arbeit selber, sondern auch eine grosse Erleichterung.

Inspiziert wurden wir auch von unserem Gutachter Prof. Dr. Christian Vogel. Danke für die positive und wertschätzende Unterstützung und die kritischen, uns schliesslich weiterbringenden Gespräche und Wegweiser.

Nicht zuletzt ein grosses Merci an all unsere Freunde und Familien, die unserer Arbeit gegenüber Interesse zeigten und mit uns darüber diskutierten, Zeit für ein motivierendes Wort in erschlaffenden Schaffensmomenten aufbrachten oder gar tatkräftig mit Kinderhüten unterstützten. Dabei schenkten sie uns auch noch Verständnis und Geduld, wenn wir umgekehrt in intensiven Schaffensmomenten oder Schaffenskrisen keine Zeit oder unterstützende Worte mehr für sie finden konnten.

Inhalt

Einleitung	3
1. Erkenntnisinteresse und Fragestellung	3
2. Aufbau	4
Hauptteil	7
A. Soziale Arbeit – Theorieverständnis	7
1. Wilhelm von Humboldt: Theorie der Bildung des Menschen.....	7
2. Martin Graf	9
2.1 Bildungstheoretische Begründung.....	9
2.2 Gesellschaftstheoretische Begründung	10
3. Jürgen Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns.....	11
4. Christian Vogel: Fallanalyse und Fallarbeit	13
B. Soziale Arbeit – professionelles Bewusstsein	15
1. Roland Becker-Lenz und Silke Müller: Professioneller Habitus	15
2. Jürgen Habermas: Vom Gebrauch der praktischen Vernunft	16
3. Herausgeberwerk von Günther Bittner: Menschen verstehen	17
C. Soziale Arbeit – gesellschaftliche Einflüsse	19
1. Instrumentalisierung Sozialer Arbeit.....	19
2. Volker Borschier: Zyklizität im Kapitalismus	20
3. Robert Merton: Anomiekonzept.....	21
D. Psychische Struktur	23
1. Sigmund Freud: Psychoanalyse.....	23
2. Anna Freud: Abwehrmechanismen	24
3. Evelyn Heinemann und Hans Hopf: Mentalisierung und Symbolbildung.....	27
4. Alfred Lorenzer: Sprachspiel	28
5. Mario Erdheim: Allmachtsphantasien und Ich-Ideal.....	29
E. Gesellschaftliche Unbewusstmachung	32
1. Das Unbewusstsein	32
2. Kalte und heiße Kulturen	32
3. Die Größenphantasien und der soziale Tod.....	33
4. Die Abwehr- und Anpassungsmechanismen.....	35
5. Interpersonale Abwehrkonstellation	38
6. Institutionalisierte und kollektive Formen der psychosozialen Abwehr.....	40

7. Die soziale Bedeutsamkeit des Unbewussten	41
F. Identitätskonzept	45
1. Soziologischer Zugang zu Identität und Interaktion	45
2. Identitätsfördernde Faktoren	49
G. Empirischer Teil	52
1. Untersuchungsplan	52
2. Analyseverfahren	53
3. Beobachtungen und Erfahrungen.....	54
3.1 Kontaktaufnahme.....	54
3.2 Eindrücke aus dem Beratungsgespräch und Interview.....	54
3.3 Erfahrungen während der Analyse	55
4. Analyse	57
4.1 Analyse der Emergenten.....	57
4.2 Analyse der Grundspannungen.....	70
4.3 Aussagen des Sozialarbeiters im 2. Interview	74
Schlussteil	76
1. Zusammenfassung.....	76
2. Schlussfolgerungen.....	79
Literatur.....	83
Anhang.....	86

Einleitung

1. Erkenntnisinteresse und Fragestellung

Mit dem Ende der Ausbildung begann der Einstieg in die Praxis, nicht mehr in der Rolle der Praktikantin, sondern als Professionelle der Sozialen Arbeit¹. Dieser Einstieg war von ambivalenten Gefühlen begleitet. Einerseits freuten wir uns darauf, als Professionelle unser Wissen in die Praxis umsetzen und bei Entscheidungen mehr Verantwortung tragen zu können, andererseits wurde uns von Sozialarbeitenden, die bereits längere Zeit in der Praxis tätig sind, erzählt, inwiefern mangelnde Zeitressourcen den professionellen Auftrag erschweren würden und dies mit der Zeit Unmut erzeuge.

Einem Ideal nachzueifern, das sich nicht verwirklichen lässt und womöglich zu Enttäuschung oder Ausbrennung führt, ist nicht unser Ziel. Aber wir wollen den Zugang zu unseren Visionen bewahren, denn diese geben uns die Energie, einen Beitrag für eine gerechtere Welt zu leisten. Dies war ein Beweggrund, das Studium der Sozialen Arbeit zu absolvieren.

Diesen Beitrag leisten zu können setzt ein Interesse an der Begegnung und der verständigungsorientierten Auseinandersetzung mit ganz unterschiedlichen Menschen in ihren Lebenswelten und mit ihren eigenen Wertvorstellungen voraus. Wir erleben die Momente der unmittelbaren Zusammenarbeit mit dem Klienten, in denen es zu Verständigung kommt, als die sinnerfülltesten. Aus diesem Grund richteten wir den Fokus unserer Arbeit auf die Verständigungsorientierung und deren Effekte. Was passiert, wenn es zu Verständigung kommt? Welches sind Voraussetzungen dafür und wo bestehen Hindernisse? Inwiefern gestalten Sozialarbeitende diesen Prozess bewusst?

Der Auftrag der Sozialen Arbeit ist die Vermittlung von Mündigkeit und sozialer Zurechnungsfähigkeit. Verständigung im Beratungsgespräch stellt die Grundlage eines jeglichen Arbeitskonsenses zwischen Sozialarbeiter² und Klient dar. Wir gehen von der These aus, dass Verständigungsorientierung ein hohes Mass an Bewusstsein beim Sozialarbeitenden erfordert. Umgekehrt bedeutet dies, dass unbewusste Handlungen des Sozialarbeiters Verständigung verhindern können.

¹ Soziale Arbeit beinhaltet Sozialarbeit und Sozialpädagogik (vgl. Kap. A).

² Der besseren Lesbarkeit wegen schreiben wir ausschliesslich in der männlichen Form, wobei wir damit immer auch die weibliche miteinschliessen.

Wir untersuchen, welche Handlungen³ in der Interaktion Verständigung fördern oder hemmen. Dabei haben wir nicht den Anspruch, neue Erkenntnisse hervorzubringen, sondern es geht uns vielmehr um eine Reflexion und ein Bewusstsein über den eigenen professionellen Habitus. Unsere Diplomarbeit soll motivieren, sich immer wieder zu hinterfragen, woran sich die eigene Wahrnehmung, das Denken und Handeln während einem Beratungsgespräch orientiert. Sind es die Bedürfnisse des Klienten oder sind es die eigenen, teils unbewussten Motive, durch die man sich steuern lässt?

Mit diesem Anstoss zur Reflexion möchten wir einen Beitrag zur Sicherung sozialarbeiterischer Professionalität leisten.

2. Aufbau

Die Diplomarbeit ist in verschiedene Hauptteile gegliedert, die sich jeweils mit einer bestimmten Fragestellung befassen. Im Kapitel A wird unser Professionsverständnis theoretisch begründet. Damit soll erläutert werden, weshalb Verständigungsorientierung in der Sozialen Arbeit zentral ist. Mit der Theorie der Bildung des Menschen von Wilhelm von Humboldt wird der Begriff der Bildung eingeführt, um nachfolgend auf den Bildungsbegriff von Martin Graf und sein Verständnis von Sozialpädagogik überzuleiten.

Zu Beginn wurde unser Interesse an der Sozialen Arbeit dargelegt. Es bildet die Voraussetzung, um sich vertieft mit Theorien zu befassen. Die Theorien der Sozialen Arbeit sind vielfältig und stehen teilweise in Widerspruch zueinander. Wir haben uns für den Ansatz von Martin Graf entschieden, da sein Bezugsrahmen weitgehend mit unseren eigenen Wertvorstellungen übereinstimmt. Mit Graf's Theorie setzten wir uns während der Ausbildung auseinander. Christian Vogel hat in Bezug darauf die Methode der Einzelberatung entwickelt, die wir ebenfalls im Rahmen unserer Ausbildung kennen lernten. Beide beziehen sich auf die Theorie des kommunikativen Handelns von Jürgen Habermas. Dieses Verständnis von Sozialer Arbeit bestimmt im Weiteren die Darstellung der soziologischen und psychologischen Theorien, die anschliessend erläutert werden.

Die Methode der Einzelberatung setzt eine hohe Analysefähigkeit und damit zusammenhängend ein hohes Bewusstsein beim Sozialarbeitenden voraus. Roland Becker-Lenz und Silke Müller weisen aufgrund ihrer Fallstudien darauf hin, dass bei Professionellen der Sozialen Arbeit oftmals ein professionelles Bewusstsein fehlt und Klienten somit nicht vor illegitimen Handlungen geschützt sind. Sie begründen damit die Herausbildung eines professionellen Habitus. Dieser Forderung wird im Kapitel B nachgegangen, indem der Zusammenhang zwischen Bildung, Bewusstsein und

³ Mit Handlungen sind immer auch unterlassene Handlungen gemeint.

Verständigungsorientierung untersucht wird. Jürgen Habermas bietet mit seinen Ausführungen zum Gebrauch der praktischen Vernunft einen aufschlussreichen Beitrag dazu. Mit dem Begriff des aneignenden Verstehens von Habermas wird übergeleitet auf das Herausgeberwerk von Günther Bittner. Verschiedene Autoren setzen sich darin mit der Frage auseinander, wie es zum Verstehen anderer Menschen kommt.

Die Kapitel C bis E befassen sich mit den unterschiedlichen Einflüssen, die eine Verständigungsorientierung erschweren oder verhindern, da sie das Bewusstsein des Individuums beeinträchtigen. Im Kapitel C wird der Frage nachgegangen, welche Interessen die Soziale Arbeit beeinflussen und somit das Bewusstsein der Professionellen prägen. Historische und aktuelle Belege zeigen, inwiefern Soziale Arbeit für die Interessen der Herrschenden instrumentalisiert wurde und noch immer wird.

Volker Bornschieer geht bei seiner Zyklustheorie davon aus, dass sich in kapitalistischen Gesellschaften trotz Evolution wiederkehrende Zyklen beobachten lassen. Je nach Phase bestimmen technologischer Stil und politökonomisches Regime die Wertvorstellungen der Gesellschaftsmitglieder. In Krisenzeiten fallen kulturell anerkannte Ziele und Mittel zu deren Erreichung auseinander und es entsteht Anomie. Mit dem Anomiekonzept von Robert Merton werden die unterschiedlichen Möglichkeiten durchgespielt, wie Soziale Arbeit mit solch anomischen Spannungen umgeht.

Wie sich Spannungen und Anpassungsformen auf die psychische Struktur des Einzelnen niederschlagen, darum geht es im Kapitel D. Mit einer Einführung in Sigmund Freuds Psychoanalyse werden die wichtigsten Merkmale der Theorie in Bezug auf das Unbewusste zusammengefasst. Seine Tochter Anna Freud befasste sich mit den Abwehrmechanismen, mit denen das Unbewusste abgewehrt werden soll. Diese werden anschliessend erläutert.

In Anlehnung an Evelyn Heinemann und Hans Hopf werden die Begriffe der Mentalisierung und Symbolbildung eingeführt. Alfred Lorenzer ermöglicht mit seiner Theorie über das Sprachspiel die Untersuchung unbewusster Anteile in der Kommunikation.

Abschliessend wird in diesem Kapitel der Zusammenhang zwischen Bewusstheit bzw. Unbewusstheit und Identitätsbildung in der Adoleszenz umrissen. Gelingt den Jugendlichen die Herausbildung eigener Allmachtsphantasien und können diese über einen Zugang zum Ich-Ideal auch im Erwachsenenalter beibehalten werden, kommt es nach Mario Erdheim zu einer Versöhnung vom eigenen Narzissmus mit der Welt.

Aufbauend auf Sigmund Freuds Psychoanalyse und Anna Freuds Abwehrmechanismen findet im Kapitel E eine weiterführende Auseinandersetzung mit den Abwehrmechanismen

statt. Ins Unbewusste verdrängte Emotionen oder Erlebnisse haben eine entscheidende Relevanz im sozialen Leben, sowohl für das Individuum wie für die Gesellschaft. Der Frage nach den Auswirkungen und der Bedeutsamkeit des Unbewussten wird weiter nachgegangen. Antworten dazu werden anhand der Theorien der Ethnopsychanalytiker Mario Erdheim, Paul Parin und Stavros Mentzos erarbeitet, welche verschiedene Formen von Abwehr- und Anpassungsmechanismen darstellen. Mit der Psychoanalyse wird der Begriff des Unbewussten bestimmt und anhand der Ethnopsychanalyse das Unbewusste in der Kultur erforscht. Auf diese Weise können einige Verbindungen zwischen dem individuellen Unbewussten und den gesellschaftlichen Verhältnissen benannt werden.

Im Kapitel F findet eine Auseinandersetzung mit Lothar Krappmanns soziologischem Identitätskonzept statt. Dabei wird der Frage nachgegangen, welche Bedingungen und Handlungen eine verständigungsorientierte Interaktion fördern oder hemmen. Welchen Anforderungen muss ein Individuum gewachsen sein, um verständigungsorientiert kommunizieren und handeln zu können?

Das letzte Kapitel des Hauptteils beinhaltet den empirischen Teil unserer Diplomarbeit. Da wir von einem Bildungsverständnis ausgehen, das abstraktes Wissen mit den Erfahrungen aus der Lebenswelt verknüpft, haben wir uns zu Beginn der Diplomarbeit entschlossen, eine kleinere Forschung durchzuführen. Dabei ging es uns nicht um den Gewinn neuer wissenschaftsrelevanter Erkenntnisse, sondern um eine Verknüpfung von Theorie und Praxis. Dank dem ganzheitlicheren Verständnis erhofften wir uns eine Vertiefung des Themas.

Zu Beginn des Kapitels werden Untersuchungsplan und Analyseverfahren erläutert. Danach werden unsere Erfahrungen und Beobachtungen in den Zusammenhang mit der Forschung gerückt. Die Fallanalyse bildet den Abschluss dieses Kapitels.

Im Schlussteil werden die bearbeiteten Theorien und Erkenntnisse aus der Analyse zusammengefasst, um Schlussfolgerungen in Bezug auf unsere Fragestellung und These ziehen zu können.

Hauptteil

A. Soziale Arbeit – Theorieverständnis

Ende der 80er-Jahre wurden die drei Berufsgruppen *Sozialarbeit*, *Sozialpädagogik* und *Soziokulturelle Animation* unter den Begriff *Soziale Arbeit* zusammengefasst (Schmocker, 2005, S. 6). Warum die Erziehungsdirektorenkonferenz und später die Fachhochschulkonferenz dies beschlossen, wäre eine weitere Untersuchung wert, darauf kann in dieser Arbeit jedoch nicht eingegangen werden.

Im Begriff der Sozialpädagogik ist *Pädagogik* noch enthalten. Nach unserem Theorieverständnis sind sozialarbeiterische Interventionen immer auch pädagogische⁴, da es bei fehlenden Bildungsprozessen zu reinen Anpassungsleistungen kommen würde, durch welche die gesellschaftlichen Verhältnisse noch verfestigt würden. Graf sieht Pädagogik als den Ort, wo Aspekte der Erziehung mit denen der Bildung vermittelt werden sollen (Graf, 1996, S. 97).

Über einen geisteswissenschaftlichen Zugang wird nun der Begriff der Bildung eingeleitet, um danach Grafs Verständnis von einer bildungsorientierten Pädagogik zu erläutern.

1. Wilhelm von Humboldt: Theorie der Bildung des Menschen

Wilhelm von Humboldt lebte von 1767 bis 1835. Er kritisierte die Gebildeten seiner Zeit, da sie es nicht vermochten, die eigentliche Natur der Dinge zu erkennen und sie in einen weiteren Zusammenhang zu stellen. Weitaus schlimmer fand er jedoch diejenigen, die Bildung zu ihrem Vorteil missbrauchten⁵.

In seiner Bildungstheorie geht er vom Ziel der inneren Verbesserung und Veredelung des Menschen aus. Bildung, Weisheit und Tugend sollen sich so mächtig und allgemein wie möglich in der ganzen Menschheit verbreiten. Die Einzigartigkeit und die Ganzheitlichkeit des Menschen stehen im Mittelpunkt seiner Überlegungen (Humboldt, 1956, S. 28-29).

Nach Humboldt entdeckt der Mensch durch tiefes Nachdenken und anhaltende Beobachtung seiner selbst seine innere Natur und seine Fähigkeiten. Damit sich seine innere Natur manifestieren kann, bedarf der Mensch einer Welt ausser sich. Diese Auseinandersetzung mit der äusseren Natur muss bewusst geschehen, damit er sich nicht verliert oder gar entfremdet. Er steht mit ihr in ständiger Wechselwirkung und sie dient ihm als Spiegel. Betrachtet er sie mit seinem Verstand und mit seinen Sinnen in ihrer Ganzheit,

⁴ Gelangen Klienten aufgrund rein struktureller Bedingungen zu Professionellen der Sozialen Arbeit, hat sich Soziale Arbeit auch sozialpolitisch zu engagieren (vgl. Anomiekonzept, Kap. C).

⁵ Bei Graf wird dieser Missbrauch von Bildung weiter erläutert (vgl. 2 dieses Kapitels).

entdeckt er ihre Mannigfaltigkeit, die ihm wiederum als Spiegel seine eigene Mannigfaltigkeit aufzeigt und dadurch seine innere Kraft stärkt. Durch die Verknüpfung des Ichs mit der Welt entsteht die allgemeinste, regeste und freiste Wechselwirkung. Nach Humboldt hinterlässt dieses lebendige Wirken auch über das eigene Leben hinaus Spuren zurück (Humboldt, 1956, S. 27-32).

Die Aufgabe der Bildung besteht nach Humboldt darin, den Menschen so zu befördern, dass er durch sein Schaffen eine eigene und neue Ansicht der Welt und dadurch eine eigene und neue Stimmung seiner selbst erhält. Nur eine solche Bildung ist ganzheitlich, da der Lernende die Welt mit sich selber verknüpfen kann. Bleiben dagegen Wissensbestände unverbunden, verliert Bildung ihren Sinn (Humboldt, 1956, S. 31).

Humboldt weist auf die Bedingungen hin, die eine solche ganzheitliche Bildung benötigt. Nach ihm fördert und fordert die Entfaltung der inneren Natur gegenseitige Rücksicht und Toleranz. Besteht ein Bewusstsein über die eigene Mannigfaltigkeit, wird die Mannigfaltigkeit der Mitmenschen und der Natur mehr geachtet. Wiederum aber benötigt der Mensch Offenheit und Respekt seiner Mitmenschen, damit er seiner inneren Natur folgen kann. Eine zweifache, gegenseitig aufeinander einwirkende Veränderung liesse sich dadurch beobachten: die der Geistesfähigkeit (Bildung und Weisheit) und des Charakters (Tugend). Daraus würden sich für die Menschheit neue Aussichten und Bahnen eröffnen. Humboldt sieht diese Entwicklung aufgrund äusserer Umstände, so der Einfluss des Nationalcharakters und des Zeitalters, unterbrochen (Humboldt, 1956, S. 31).

Humboldt kritisierte die Bildung seiner Zeit und entwirft ein eigenes Bildungsverständnis, welches die Einzigartigkeit und Ganzheitlichkeit des Menschen berücksichtigt. Er geht bei seinen Ausführungen von einem Ideal aus, wie es in der Geisteswissenschaft nicht unüblich ist. Die Entwicklung von Phantasien und Vorstellungen, wie etwas sein sollte, bildet die Voraussetzung, um bestehende Verhältnisse kritisieren zu können.

Im Unterschied dazu hat Graf, wie dies bei den Theoretikern der kritischen Theorie üblich ist, einen materialistischen Zugang zu Bildung. Dabei werden nicht Ideen untersucht, sondern die wirklichen materiellen Verhältnisse bieten die Grundlage für die Theoriebildung. Nach Auffassung der materialistischen Gesellschaftstheorie, die auf Karl Marx und Friedrich Engel zurückzuführen ist, ist die Materie der Idee vorgängig und somit müssen politische und ökonomische Bedingungen in die Analyse einbezogen werden (Goetze, 1991, S. 221-222).

2. Martin Graf

Die folgenden Ausführungen stützen sich auf Martin Grafs unveröffentlichte Lizentiatsarbeit „Schule als Ort der Strukturierung von Erfahrung und Bewusstsein“ aus dem Jahre 1988, auf die im selben Jahr verfasste und unveröffentlichte Hausarbeit „Wie kann (sozial-) pädagogisches Handeln und Intervenieren aus der Sicht der Theorie des kommunikativen Handelns legitimiert werden?“ sowie auf sein 1996 erschienenes Buch „Mündigkeit und soziale Anerkennung“.

Graf bezieht sich mehrheitlich auf Theoretiker der kritischen Theorie, da diese gesellschaftliche Bedingungen und ihre Auswirkungen auf die Psyche des einzelnen Menschen im Fokus ihrer Analyse hat. „Die Marxsche Analyse, und mit ihr die kritische Theorie, setzten gerade an dieser Stelle, wo das einzelne Gesellschaftsmitglied die gesellschaftlichen Widersprüche nur noch als privates Problem erfährt, mit der Frage nach den Bedingungen kollektiven Bewusstseins ein“ (Graf, 1996, S. 42).

2.1 Bildungstheoretische Begründung

Nach Graf hat eine bildungstheoretisch orientierte Pädagogik die Aufgabe, einerseits die kulturelle Reproduktion zu sichern und andererseits basierend auf der Erziehung den Menschen zu Mündigkeit zu befähigen. Die Pädagogik hat dabei eine Vermittlerrolle einzunehmen, damit das Individuum seine Erfahrungen an das kulturell überlieferte Wissen anknüpfen kann (Graf, 1996; S. 199). Nach diesem Bildungsverständnis müsste jeder Mensch in der Schule eine Grundbildung erhalten, mithilfe deren er Mündigkeit erlangt und die Verantwortung für sein Leben übernehmen kann.

Indem Graf die gesellschaftlichen Bedingungen, die der Bildung zu Grunde liegen, mit einbezieht, wird Bildung nun aus einer kritischen Sicht beleuchtet. Im Zeitalter der Aufklärung⁶ war Bildung eng verknüpft an Vermögen, nur privilegierten Gesellschaftsschichten zugänglich. Durch diese Einschränkung sollte Bildung die Privilegien der Vermögenden auch in Zukunft sichern. Das kritische Potential, das in der Bildung enthalten war, richtete sich somit gegen die eigenen Absichten. Damit Bildung es nicht vermochte, die bestehenden Besitzverhältnisse in Frage zu stellen, wurde ihr das kritische Potential entzogen. Sie wurde folglich abstrahiert. „Die Dialektik der Aufklärung verweist auf die Unmöglichkeit, mittels Abstraktionen die Vernunft der Subjekte herzustellen. Die Abstraktion selber gründet in den Herrschaftsverhältnissen der Gesellschaft, aus welcher die erkenntnissuchenden Subjekte stammen“ (Graf, 1988, S. 20).

⁶ In „Mündigkeit und Soziale Anerkennung“ geht Graf zurück in die Zeit der griechischen Antike, um die Ursprünge der Bildung zu erläutern (vgl. Graf, 1996, Kap. 8).

Graf legt dar, dass die Schule die gesellschaftliche Funktion hat, Statusunterschiede und die mit ihr einhergehenden Privilegien zu legitimieren und dadurch Unruhen in der Gesellschaft zu verhindern. Die Strukturen der Schule sind so aufgebaut, dass die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse stabilisiert werden. Die formelle Gleichbehandlung ungleicher Individuen führt zu grossen Differenzen. Die unterschiedliche Ausgangslage wird ausgeblendet und somit wird den Kindern die eigene Lebensgeschichte enteignet. Enteignet werden nicht nur die Erfahrungen vor dem Schuleintritt, auch sämtliche ausserschulische Geschehnisse werden privatisiert und in der Schule nicht thematisiert. Dadurch, dass die Lebenswelt der Kinder und die Schule unverbunden einander gegenüberstehen, können die Kinder dem vermittelten Wissen keinen Sinn zuschreiben. Nach Theodor Adorno verkommt somit Bildung zu Halbbildung (1975; zitiert nach Graf, 1988a, S. 21). Infolgedessen werden Wissensbestände nur oberflächlich verarbeitet und die Kinder sind nicht in der Lage, ihre Erfahrungen in der Lebenswelt zu verstehen (Graf, 1988a, S. 21). Durch die Ausblendung der sozialen Herkunft wird die schulische Bildung ihrem Auftrag, der Förderung von Mündigkeit, nicht gerecht.⁷

Sozialpädagogik reflektiert über die Pädagogik, indem sie sich als Überwindung subjektzentrierter Pädagogik und damit auch als Hinwendung zur Gesellschaft versteht. Sie muss dabei erkennen, dass die Gesellschaft auf Ausbeutung und Unterdrückung basiert und dass strukturell installierte Unbewusstmachungsprozesse wirken, um die etablierte Machtbasis nicht zu gefährden. Latent gehaltene Konflikte werden als Spannungen wahrgenommen. Wenn diese individuell nicht ausgehalten werden, zeigen die Individuen dissoziales Verhalten. Sie gelten dann nicht mehr als zurechnungsfähig. Damit diese Individuen nicht vom Bildungsprozess ausgeschlossen werden, hat die Sozialpädagogik die Aufgabe, Mündigkeit und soziale Zurechnungsfähigkeit zu vermitteln (Graf, 1996, Kap. 13).

2.2 Gesellschaftstheoretische Begründung

Im Gegensatz zu Ulrich Becks Theorie, die auf dem Begriff der „Risikogesellschaft“ aufbaut (vgl. Graf, 1996, Kap. 3), zeichnet sich Graf's Theorie durch die gesellschaftstheoretische Orientierung als eine kritisch analysierende Theorie der Sozialpädagogik aus. Sie weiss über ihre Entstehungsgründe, reflektiert ihre Funktion im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang und gestaltet die Normenfragen aktiv mit. „Während die These von der Risikogesellschaft dazu führen kann, dass normative Fragestellungen ihre sozialpädagogische Relevanz verlieren, gleichsam aus der Sozialpädagogik verschwinden, mündet eine gesellschaftstheoretisch orientierte Sozialpädagogik in die Frage, welche

⁷ An dieser Stelle soll ausdrücklich erwähnt werden, dass von Lehrpersonen Versuche unternommen werden, diesen Enteignungsprozessen entgegenzuwirken.

Normen in näherer Zukunft gelten und welche ihrer Mittel dann noch legitimierbar sein werden“ (Graf, 1996, S. 196). Die These von der Risikogesellschaft zeigt eine offenere, unregeltere und individualisiertere Gesellschaft, als wenn diese im Rahmen einer Zyklustheorie (vgl. Kap. C) beschrieben wird. Letztere zeigt, dass in der Krisenphase Normen ihren Geltungsanspruch verlieren, und rechnet parallel mit einer erneuten Ausbildung einer konsensuellen gesellschaftlichen Basis (Graf, 1996, Kap. 14).

Sozialpädagogik als institutionalisierte Form der Bearbeitung sozialer Probleme greift in die Autonomie ihrer Klienten ein. Daher muss sie ihre Macht legitimieren können, d. h. sie muss sich auf Normen abstützen, die auf verallgemeinerbaren Interessen beruhen. Statt den Geltungsverlust der Normen passiv hinzunehmen, hat sie sich aktiv an der Erneuerung der Normen zu beteiligen (Graf, 1996, Kap. 14).

3. Jürgen Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns

Jürgen Habermas erläutert in seiner Theorie des kommunikativen Handelns den Prozess der Aushandlung sozialer Normen. Er unterscheidet zwischen Lebenswelt und System. Die *Lebenswelt* beinhaltet die drei Komponenten Kultur, Gesellschaft und Persönlichkeit. Auf kultureller Ebene soll tradiertes Wissen zu einem Verständnis der Welt führen. Bildung hat das abstrakte Wissen mit der Lebenswelt zu verknüpfen, damit das Individuum seinen Erfahrungen einen Sinn vermitteln kann. Auf gesellschaftlicher Ebene soll eine legitime Ordnung bestehen, die sich der Solidarität verpflichtet und somit der Gesellschaft Stabilität verleiht. Auf der Ebene der Persönlichkeit braucht es handlungsfähige Individuen, die sich an der Verhandlung der zu geltenden Normen beteiligen. Voraussetzung dafür ist eine ausgebildete Identität.

Das *System* ist gekennzeichnet durch Macht und Geld und deren Sachzwänge durchdringen die Lebenswelt. Auf der Ebene der Kultur verkommt Bildung durch den fehlenden Lebensweltbezug zu Halbbildung, was zu Sinnverlust führt. Auf gesellschaftlicher Ebene wirken die von der Moral losgelösten Rechtsnormen stabilisierend für die etablierte Herrschaft und führen dadurch zu einer Entsolidarisierung. Der Geltungsverlust der Normen führt zu Anomie (vgl. Kap. C). Auf individueller Ebene zeichnen sich durch die Entfremdung, die Sinn- und Orientierungslosigkeit Unmut und Hoffnungslosigkeit ab. Das wirkt sich destabilisierend auf das Individuum aus. Als Folge zeigen sich Psychopathologien. Das Individuum gilt nicht mehr als zurechnungsfähig und seine Handlungsfähigkeit ist eingeschränkt (Habermas, 1981, S. 212-223).

Die Integration der einzelnen Akteure erfolgt auf unterschiedlicher Basis. Sozialintegration geschieht über Verständigungsprozesse, wobei der lebensweltliche Hintergrund die Grundlage für gemeinsame Situationsdeutungen ist (Habermas, 1981; zitiert nach Graf, 1996, S. 169). Nach Habermas kommt es zu Verständigung über den normativ gesicherten und kommunikativ erzielten Konsens. Verständigung ist ein Prozess, der auf der Erfüllung universeller Geltungsansprüche beruht. Diese beziehen sich auf die Bereiche der äusseren Natur (*Wahrheit*), der Gesellschaft (*Richtigkeit*), der inneren Natur (*Wahrhaftigkeit*) und auf die Kommunikation selber (*Verständlichkeit*). Der kommunikativ Handelnde muss diese Geltungsansprüche einfordern und deren Einlösbarkeit unterstellen. Solange von der Erfüllung der Geltungsansprüche ausgegangen wird, kann die Kommunikation selbstverständlich fortgesetzt werden. Wird hingegen ein Geltungsanspruch in Frage gestellt, ist dieser diskursiv zu klären. Die gegenseitige Anerkennung aller Geltungsansprüche führt zu Einverständnis. Kommunikatives Handeln setzt eine minimale Überlappung der Lebenswelten sowie gegenseitige Kritikfähigkeit voraus (Habermas, 1981; zitiert nach Graf, 1996, S. 166-167).

Graf hat die Bedingungen für einen gelingenden Verständigungsprozess erweitert mit dem Begriff des *gesättigten Diskurses*. Dieser ist gesättigt, wenn die Teilnehmenden auf Erfahrungen zurückgreifen und diese erinnern können, den Mut aufbringen, sie in die Diskussion einzubringen, und schliesslich über die kommunikative Fähigkeit verfügen, die Erfahrungen auszudrücken (Graf, 1996, S. 186).

Systemintegration erfolgt über funktionale Beziehungen. Strategisches Handeln tritt an Stelle des kommunikativen Handelns. Das zielgerichtete Handeln geschieht offen oder verdeckt. Verdecktes Handeln kann manipulativ oder verzerrt sein, wobei sich die Akteure bei Letzterem nicht bewusst sind, welche Ziele sie mit ihrem Handeln verfolgen (Habermas, 1981; zitiert nach Graf, 1988b, S. 14).

Bei einer fast vollständigen Entkopplung von System und Lebenswelt wird die Lebenswelt durch die Systemzwänge zu deren Zwecken instrumentalisiert. Dies bleibt den Akteuren aufgrund der fehlenden Interpretationsmöglichkeiten unbewusst. „Daraus entsteht strukturelle Gewalt, die sich, ohne als solche manifest zu werden, der Form der Intersubjektivität möglicher Verständigung bemächtigt. Strukturelle Gewalt wird über eine systematische Einschränkung von Kommunikation ausgeübt“ (Habermas, 1981; zitiert nach Graf, 1996, S. 182).

4. Christian Vogel: Fallanalyse und Fallarbeit

In Anlehnung an Jürgen Habermas und Martin Graf weist auch Christian Vogel darauf hin, dass soziale Integration nur über Verständigungsprozesse gelingt. Soziale Arbeit hat deshalb ihr strategisches Handeln an der Verständigung auszurichten. Ansonsten sind ihre Strategien illegitim und die Macht missbräuchlich. Soziale Arbeit lässt sich somit nicht als einen bestimmten Typus von Handlung, sondern als *Legitimationstypus* bezeichnen. Vogel hat die Methode der *Einzelberatung* entwickelt, um diesen Legitimationstypus zu sichern. Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf sein unveröffentlichtes Skript. Die Methode beinhaltet sowohl *Fallanalyse* als auch *Fallarbeit*. Bei Ersterer geht es um die Analyse von Legitimations- und Entlegitimationsprozessen, bei der Fallarbeit um den legitimationsfähigen Einsatz institutioneller Macht.

In Anlehnung an die Theorie des kommunikativen Handelns von Habermas spricht Vogel von Spannungspotentialen auf expressiver (Wahrhaftigkeit), theoretischer (Wahrheit) und praktischer (Richtigkeit) Ebene, die mit grundsätzlich drei verschiedenen Strategien, der Anamnese, Diagnose und Behandlung, bearbeitet werden.

Die *Anamnese* orientiert sich am Geltungsanspruch der Wahrhaftigkeit, also der Erfahrung, dass sich die Beziehung zwischen Klient und Sozialarbeiter bewährt. Ihre Strategie besteht darin, strukturierende Massnahmen möglichst zu beseitigen und den sozialen Raum so zu öffnen, dass für jene Erfahrungen Platz geschaffen wird, die sonst nicht eingebracht werden können. Fasst der Klient Vertrauen, wird er seine Geschichte erzählen können. Beim aufmerksamen Hinhören tauchen *Emergenten* (vgl. Kap. G 2) auf, die auf Spannungen verweisen. Spannungen sind unbewusst gemachte Erfahrungen, die latent wirken. Durch die Bearbeitung der Spannungen können diese ins Bewusstsein zurückgeholt werden. Die Aufarbeitung ist oft auch von Trauer über die verpassten Chancen begleitet und erfordert vom Sozialarbeitenden viel Einfühlungsvermögen.

Bei der Bearbeitung der Probleme zeigen sich die Alltagstheorien, mit denen der Klient seinen Alltag bewältigt. Der Sozialarbeitende, der aufgrund des stabilen Vertrauensverhältnisses Zugang findet zu der Eigenlogik des Klienten, soll nun diese zum Teil widersprüchlichen Alltagstheorien ansprechen. Mit der Strategie der *Diagnose* werden Sachverhalte auseinandergenommen und gedeutet. Sie orientiert sich am theoretischen Geltungsanspruch der objektiven Wahrheit. Durch Einsicht werden dem Klienten Handlungsalternativen bewusst. Es handelt sich dabei um Bildungsprozesse. Der Klient lernt, dass seine Geschichte etwas mit der Welt zu tun hat. Die individuell zugeschriebenen Probleme lassen sich in ein soziales Ganzes einfügen. Das Verständnis für seine Geschichte lässt die Vergangenheit als bewältigbar erscheinen, damit eröffnen sich ihm

neue Zukunftsperspektiven. Nicht in jedem Fall können alle Sachverhalte mit dem Ratsuchenden geklärt werden. Oft geschieht Verständigung erst zu einem späteren Zeitpunkt und in einem anderen Interaktionssystem. Damit die Zuschreibung des Sozialarbeitenden legitim ist, muss davon ausgegangen werden können, dass sie eine Wirkung entfalten vermag, die zu einer diskursiven Sättigung beiträgt.

Als *Behandlung* wird derjenige Typ von Fallarbeit bezeichnet, der sich am praktischen Geltungsanspruch orientiert. Mit dem praktischen Diskurs soll Einsicht in die Gültigkeit der sozialen Normen vermittelt und dadurch sollen neue Handlungsmuster aufgezeigt werden. Durch die erlangte Mündigkeit kann der Klient Handlungskonsequenzen abschätzen. Sozialarbeitende müssen hier dem Klienten die Freiheit gewähren, dass er seine Zukunft gestaltet und selber zwischen den verschiedenen Handlungsalternativen auswählt. Manchmal ist der Handlungsdruck allerdings zu gross und der Sozialarbeitende muss eine Zuschreibung vornehmen und Massnahmen einleiten, die der Klient weder versteht noch akzeptiert. Auch hier ist eine solche Intervention nur legitim, wenn damit die Chance auf Verständigung erhöht wird (Vogel, 2008).

B. Soziale Arbeit – professionelles Bewusstsein

Die Analyse von Legitimations- und Entlegitimationsprozessen setzt beim Sozialarbeitenden ein hohes Bewusstsein über sich selber und die soziale Welt voraus. Die Bewusstseinsbildung ist ein Prozess, welcher im Laufe der Ausbildung noch intensiviert werden sollte.

1. Roland Becker-Lenz und Silke Müller: Professioneller Habitus

Aus den Forschungen der Autoren Roland Becker-Lenz und Silke Müller geht jedoch hervor, dass das Studium bei der Mehrheit der Studenten es nicht vermag, biographische, vor dem Studium entstandene Deutungs- und Orientierungsmuster zu irritieren und zu verändern (Becker & Müller, 2009, S. 44). Sozialarbeitende sind folglich nicht in der Lage, das Fehlerpotential des persönlich-biographischen Verstehens, welches nach Ulrike Nagel als Ressource des Fallverstehens verstanden wird, zu kontrollieren und sich und Klienten vor folgenreichen Irrtümern zu bewahren (Nagel, 2000; zitiert nach Becker & Müller, 2009, S. 19).

Die Lebensgeschichten der Klienten sind individuell und somit lässt sich professionelle Praxis nicht standardisieren. Nach Ulrich Oevermann bedingt diese Offenheit der Zukunft vonseiten des Sozialarbeitenden Souveränität, Sicherheit und Selbstbewusstsein. Diese Bedingungen lassen sich nicht durch Methoden und Techniken erfüllen, sondern nur in einer vertieften Auseinandersetzung mit den eigenen psychischen Haltungen, dem sogenannten professionellen Habitus (Oevermann, 2003; zitiert nach Becker & Müller, 2009, S. 17). Den professionellen Habitus sehen die Autoren als Teil des Gesamthabitus. Letzterer gilt als Gesamtheit einer verinnerlichten psychischen Struktur, die auf der Ebene des Unbewussten zentrale Persönlichkeitsmerkmale enthält und als generative Grammatik Wahrnehmen, Denken und Handeln bestimmt (Becker & Müller, 2009, S. 22).

Nach Pierre Bourdieu sind Menschen in Dreiviertel ihrer Handlungen wie Automaten und reproduzieren die erlebte gesellschaftliche Praxis, die sich in der psychischen Struktur des Menschen verfestigt hat. Damit schränkt der Habitus mit seinen verinnerlichten Grenzen die Praxismöglichkeiten der sozialen Akteure ein (Bourdieu, 1987; zitiert nach Becker & Müller, 2009, S. 14).

Aufgrund der Nicht-Standardisierbarkeit Sozialer Arbeit plädieren die Autoren für die Herausbildung eines professionellen Habitus, der Sozialarbeitende und Klienten vor Missbräuchen schützen soll. Im Kapitel acht unter dem Titel „Professionsideal“ versuchen die Autoren, einen solchen zu definieren (Becker & Müller, 2009, Kap. 8). Diese

Herangehensweise scheint uns etwas verkürzt, denn über ein Professionsideal wird fehlendes Bewusstsein nicht automatisch hergestellt.

Eine ganzheitliche Bildung (vgl. Humboldt und Graf, Kap. A) ermöglicht dem Individuum den Gewinn von Erkenntnissen über die objektiven Tatsachen der Welt und dadurch ein Verständnis für die eigene Geschichte. Die Verarbeitung der eigenen Geschichte ist schliesslich Voraussetzung für die Herausbildung der Identität.

Bewusstsein steht in dem Sinne in direktem Zusammenhang mit Bildung. Über die reflexive Distanz zu sich selber und zur Welt gewinnt das Individuum Autonomie, welche, wie anschliessend erläutert wird, entscheidend ist für einen gelingenden Verständigungsprozess.

2. Jürgen Habermas: Vom Gebrauch der praktischen Vernunft

Nach Jürgen Habermas sind nur in der Autonomie Vernunft und Wille eins. In seinem Beitrag „Vom pragmatischen, ethischen und moralischen Gebrauch der praktischen Vernunft“ wird dieser Zusammenhang weiter vertieft.

In seinem Verständnis von Identität zeigen sich die beiden Ebenen der eigenen Lebensgeschichte und der Ideale, nach denen das Individuum strebt. „Die eigene Identität bestimmt sich zugleich danach, wie man sich sieht und sehen möchte – als wen man sich vorfindet und auf welche Ideale hin man sich und sein Leben entwirft. Dieses existentielle Selbstverständnis ist im Kern evaluativ und trägt ein Janusgesicht wie alle Wertungen. In ihm sind beide Komponenten verwoben: die deskriptive der lebensgeschichtlichen Genese des Ich und die normative des Ich-Ideals“ (Habermas, 1991, S. 104). Die Auseinandersetzung mit seiner eigenen Identität verlangt ein *aneignendes Verstehen*. Dies geschieht durch die Bewusstmachung der eigenen Lebensgeschichte, der Traditionen und Lebenszusammenhänge (Habermas, 1991, S. 104).

Dieser reflexive Abstand zu sich selbst ist wichtig in Bezug auf den Gebrauch der praktischen Vernunft. Habermas unterscheidet drei Arten davon: Beim *pragmatischen Gebrauch* der praktischen Vernunft geht der Handelnde von seinen Zielen und Präferenzen aus, ohne sich über die Interessen anderer zu kümmern. Auch beim *ethischen Gebrauch* kommt es nicht zu einem vollständigen Bruch mit der egozentrischen Perspektive. Die Interessen anderer werden bei Handlungen nur einbezogen, sofern die Person und Lebensgeschichte mit der eigenen Person und Lebensgeschichte verflochten ist. Anders ist es beim *moralischen Gebrauch* der praktischen Vernunft: Der Handelnde gewinnt durch den Kontakt zu Menschen mit einem sich unterscheidenden Erfahrungshorizont einen reflexiven Abstand zur eigenen Lebensgeschichte. Er nimmt dadurch den anderen als

anderen wahr und anerkennt dessen Ansprüche. Damit wird sein Wille frei, denn er lässt sich vollständig durch moralische Einsicht bestimmen und der Mensch handelt somit nach selbst gegebenen Gesetzen (Habermas, 1991, S. 108-109). Dabei zeigt sich, dass die reflexive Distanz zu sich selber sowohl über das aneignende Verstehen als auch über den Kontakt zu anderen Menschen hergestellt wird.

Über das aneignende Verstehen der eigenen Lebensgeschichte, deren kulturelle und gesellschaftliche Einbettung, lassen sich die eigenen Ideale und die dahinterliegenden Interessen begründen. Ebenso können die Interessen anderer nachvollzogen werden, sofern zwischen der eigenen Lebenswelt und der des anderen grössere Überlappungen bestehen und somit der Sinnzusammenhang verstanden wird. Doch erst mit dem Erkennen, dass sich der eigene Erfahrungshorizont von anderen stark unterscheiden kann, lässt sich eine Moral im Sinne von Habermas ausbilden.

Der moralische Gebrauch der praktischen Vernunft kann als Voraussetzung für einen gelingenden Verständigungsprozess angesehen werden. Was Verstehen weiter ausmacht, darüber soll der nächste Beitrag Erkenntnisse liefern.

3. Herausgeberwerk von Günther Bittner: Menschen verstehen

Im Band von Günther Bittner sind die Ergebnisse einer Tagung zum Thema „Menschen verstehen“ dokumentiert. Die Beiträge stammen von verschiedenen Autoren und Autorinnen. Volker Fröhlich setzt sich mit dem Thema „sich selbst verstehen“ auseinander und bezieht sich dabei sowohl auf die klassisch-hermeneutische Tradition, mit Wilhelm Dilthey als Vertreter, als auch auf die psychoanalytische Tradition. Freud, der als Begründer der Psychoanalyse bereits erwähnt wurde, stellte fest, dass er alles, was er als Dritter bei den Patienten miterlebt, in seiner Selbstanalyse wiederfindet (1986; zitiert nach Fröhlich, 2005, S. 35). In beiden Traditionen ist man sich einig, dass Selbstverstehen die Basis bietet für Fremdverstehen. Während für Dilthey Selbstverstehen als „selbstverständlich“ angesehen wird, weist Freud darauf hin, dass die Selbstanalyse an ihre Grenzen stösst. Fröhlich begründet die unterschiedliche Auffassung mit dem ungleichen Grad der Intensität, mit dem Selbstbesinnung betrieben wurde (Fröhlich, 2005, S. 36-37).

Rüdiger Bittner verbindet Verstehen mit der Zuschreibung von Sinn. Nach ihm reicht es nicht aus, die Gründe einer gewissen Handlung zu kennen, um jemanden zu verstehen. So lässt sich der Handlung erst über die Erkenntnis des Weges, wie es zu ihr gekommen ist, einen Sinn zuschreiben (Bittner, 2005, S. 23).

Günther Bittner geht der Frage nach, ob sich Verstehen von selbst oder über einen bewusst gesteuerten Prozess einstellt und inwiefern Verstehen auf einer präkognitiven, vorsprachlichen Ebene angesiedelt ist (Bittner, 2005, S.8). Im Beitrag „Es versteht“ zeigt er auf, das Sinnverstehen mit einer Evidenz verbunden ist, einem intuitiv erlebten stimmigen Gefühl. Dabei bezieht er sich auf Lorenzer (vgl. Kap. D), kritisiert ihn aber ein paar Zeilen später, weil sein Verstehen eine rein sprachliche Operation ist.

Die Verstehensprozesse, die vor der Versprachlichung liegen, sind bei Lorenzer kein Thema. Er zitiert eine interessante Humboldt-Stelle, die ihn hätte auf den Weg bringen können. Die Menschen, sagt Humboldt, verstehen einander nicht über Zeichen und genaue Begriffe, sondern indem sie „dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Begriffe hervorspringen“ (Lorenzer 1970, S. 53). Hier geht es um das, was allem sprachlich-begrifflichen Verstehen vorausliegt, was die Begriffe erst erzeugt, mit denen man sich verständigt; Lorenzer hat diesen Hinweis nicht aufgenommen. (Bittner, 2005, S. 29)

Weiter sieht er Verstehen nicht als etwas Statisches, sondern als ein Fließen zwischen zwei Personen. In Übereinstimmung mit Wilhelm Dilthey könne Verstehen als ein Wiederfinden des Ich im Du formuliert werden. „Verstehen ist eine Bewegung – auf der Linie des anderen und zugleich auf der Linie des eigenen Grund-Ich“ (Bittner, 2005, S. 33).

Im letzten Beitrag fasst Horst Scarbath die prägnantesten Merkmale von Verstehen zusammen: Es ist ein in Aufmerksamkeit auf das Gegenüber gerichteter Prozess, der stets vorläufig ist und sich nicht bewirken lässt. Sowohl das eigene wie auch das Verstehen anderer ist nie vollständig. Der Prozess ist offen und der Ausgang ungewiss (Scarbath, 2005, S. 182-185).

Aufmerksamkeit ist wichtig, damit Sinneseindrücke bewusst wahrgenommen werden. Einerseits ermöglichen sie das mit Evidenz verbundene Sinnverstehen, andererseits können dadurch Emergenzen, welche den Verstehensfluss blockieren, eher entdeckt werden.

Graf weist ebenfalls auf die Wichtigkeit der Sinneseindrücke hin: „Gedanke und Sinneseindruck müssen miteinander vermittelt werden. Dabei soll der Sinneseindruck den Gedanken ‚zur ganzen Produktivität‘ bringen, während der Gedanke sich ‚vorbehaltslos dem übermächtigen Eindruck‘ sich [sic] hingeben soll“ (Graf, 1996, S. 143).

C. Soziale Arbeit – gesellschaftliche Einflüsse

Während in den beiden vorangehenden Kapiteln erläutert wurde, dass Bewusstsein die Voraussetzung für verständigungsorientiertes Handeln darstellt, wird in diesem Kapitel aufgezeigt, inwiefern komplexe und latent gehaltene Systemzwänge gesellschaftliche Werte und damit zusammenhängend das Verständnis von Sozialer Arbeit durchdringen. Sie wirken somit auf das Denken und Handeln der Professionellen ein, ohne dass sich diese dessen bewusst sind.

1. Instrumentalisierung Sozialer Arbeit

Der nachstehende Quellentext stammt aus dem Jahre 1928 und wurde in der Fachzeitschrift „Blätter für Wohlfahrtspflege“ veröffentlicht, die von Fachleuten der Sozialen Arbeit gelesen wurde. „Wir müssen eine Auslese treffen. Wir müssen erwägen, wieviel Schwachsinnige, wieviel Psychopathen von einer Gemeinschaft von soundsoviel sonst annähernd Normalen ertragen werden können“ (Wilker, 1928; zitiert nach Hering & Münchmeier, 2000, S. 141). Dieses Zitat dürfte heute nicht mehr gedruckt werden, da gegenwärtig ein Bewusstsein besteht über die „Auslese- und Ausmerzpraxis“ der Nationalsozialisten und deren gravierende Folgen. Die Professionsgeschichte der Sozialen Arbeit blendet die 30er und frühen 40er Jahre aus, spricht über Brüche. Wie dieses und auch viele andere Zitate zeigen, wurde die Soziale Arbeit kontinuierlich von den vorherrschenden Werten infiltriert (vgl. Kappeler, 2000).

Sozialrassismus ist heute noch ein Thema, mit dem sich Soziale Arbeit beschäftigen muss. Menschen werden klassifiziert und nach ihrer industriellen Brauchbarkeit bewertet. Durch Technologisierung und Rationalisierung werden einfache Arbeitsplätze gestrichen, was zu laufend neuen Gruppen von Ausgegrenzten führt (Reyer, 1991, S. 189). Die Ursachen werden individualisiert und soziale Unterstützung wird auf diesem Weg delegitimiert.

Der im SozialAktuell veröffentlichte Tagungsbericht zu Demokratie und Soziale Arbeit lässt erkennen, inwieweit sich auch heute Soziale Arbeit für neoliberale Zwecke instrumentalisieren lässt:

Durch die Verschiebung von Welfare zu Workfare steht nicht mehr in erster Linie die Absicherung des individuellen Lebensstandards, sondern die Erhaltung der Marktfähigkeit der Subjekte im Zentrum. Im Zuge der neoliberalen Politik der letzten dreissig Jahre droht die Soziale Arbeit als Teil sozialstaatlicher Leistungen auf repressive Hilfsinstanz zur Kontrolle und Sozialdisziplinierung reduziert zu werden.

Konstatiert wurde zudem, dass die neoliberale Politik die Pflichten erhöht und die Rechte der Menschen zunehmend einschränkt. Die hieraus entstehenden Spannungen werden auf einzelne Gruppen wie Migranten, IV-Bezüger oder Sozialhilfeempfänger gelenkt. (Hobi, Labhart, Pomey & Studer, 2011)

Sozialarbeitende sind aufgefordert, diese Entwicklung wachsam mitzuverfolgen. Nach Kappeler werden die Klassifizierungen jedoch nicht nur von aussen an die Soziale Arbeit herangetragen, sie produziert sie auch selber. Er verweist auf die Gefahr hin, dass die Soziale Arbeit mit ihrer Argumentation von Gefährdung und Prävention aus sich heraus klassifizierende und stigmatisierende Stereotypen bildet (2000, S. 641).

Mit den Worten von Habermas lässt sich hier zeigen, inwieweit die Soziale Arbeit strategisch handelt zu Gunsten der Herrschenden, sich dessen aber nicht bewusst ist, da die Ziele verdeckt und verzerrt sind.

2. Volker Borschier: Zyklizität im Kapitalismus

Nach Volker Borschier lassen sich trotz evolutionärer Prozesse wiederkehrende Zyklen beobachten. Er unterscheidet in westlichen Gesellschaften sechs Phasen: Aufschwung, Prosperität, Prosperität-Rezession, Krise, Zwischenerholung und Depression. Ein neuer technologischer Stil bringt den *Aufschwung*. Sobald das neue politökonomische Regime aufgebaut ist, zeigen sich enorme Wachstumsraten. Die Steuerung erfolgt nicht nur über das Regime, es herrscht auch weitgehend Konsens über die allgemeingültigen Normen und dadurch nehmen Dissens und Konflikte stark ab. Auch in der *Prosperitäts-Phase* gilt die soziale Ordnung für die meisten Gesellschaftsmitglieder als verbindlich und erreichbar und kulturell präferierte Werte und strukturell definierte Ziele korrespondieren miteinander. Bei der *Prosperität-Rezession* zeigt sich eine Sättigung der Ausbreitung des neuen technologischen Stils. Das Regime reguliert hauptsächlich die Dynamik des Wachstums. Wenn es an seine Grenzen der Problemlösungsfähigkeit stösst, beginnt die Phase der *Krise*. Kulturelle Werte und strukturelle Ziele fallen auseinander und die Legitimität der sozialen Ordnung nimmt ab. Durch den Stilwandel kommt es zu einer *Zwischenerholung*. Der Stilwandel wird jedoch noch nicht vom neuen Regime getragen und kann sich daher nicht durchsetzen. Das Regime versucht mit zunehmender Repression, Dissens und Konflikte zu kontrollieren. Wenn das Regime den Tiefpunkt der Problemlösungsfähigkeit erreicht und sich nicht mehr als kohärent erweist, folgt die Phase der *Depression* und der Zyklus ist geschlossen (Borschier, 1988; zitiert nach Graf, 1996, Kap. 4).

Soziale Arbeit erlebt je nach Phase einen beträchtlichen Wandel. Bei Aufschwung und Prosperität kann die Soziale Arbeit auf ausreichende Ressourcen zurückgreifen. Soziale Normen, die sie zu vermitteln hat, gelten als legitim. Während der Rezession erlebt sie Gerechtigkeitsreformen. In der Krisenphase schwinden die Ressourcen und gesellschaftliche Normen verlieren ihre Kraft. Der Nicht-Einhaltung der Normen begegnet das Regime verstärkt repressiv. Bei der Zwischenerholung versucht das Regime die alten und überholten Technologien zu rationalisieren und reagiert auf Dissens und Konflikte mit gesteigerter Repression. Das Regime verliert dadurch an Legitimität und es droht die Gefahr einer kulturellen Regression, die sich in Diskriminierung und Ausgrenzung zeigt. Die Orientierungslosigkeit schlägt sich auch in der Sozialpädagogik nieder. In Phasen der Krise und Zwischenerholung erlebt die Soziale Arbeit, dass sie mit den vorhandenen Mitteln ihre Ziele, das heisst die Lösung sozialer Probleme, nicht erreichen kann (Graf, 1996, Kap. 4). Es entsteht Anomie und konformes Handeln ist nicht mehr möglich.

3. Robert Merton: Anomiekonzept

Anomie entsteht nach Robert Merton, wenn kulturelle Ziele nicht mit den institutionellen Mitteln erreicht werden können. Es gibt vier Möglichkeiten, wie dem Ziel-Mittel-Konflikt begegnet wird. Bei der *Innovation* wurde die kulturelle Betonung der Ziele verinnerlicht, wobei die Mittel zur Zielerreichung versperrt sind. Es werden keine Versuche unternommen, die Sozialstruktur so zu ändern, dass die Ziele zugänglich werden, sondern es wird auf verbotene Mittel zurückgegriffen. *Ritualismus* zeichnet sich dadurch aus, dass die Ziele abgewertet, während die Mittel hochgepriesen werden. Diese Anpassungsform erfordert eine Unterdrückung des Wunsches nach Zielerfüllung, was sich in einem *Ressentiment* zeigen kann. Beim *Rückzug* werden sowohl Ziele als auch Mittel aufgegeben. Perspektivenlosigkeit führt zu Apathie und Resignation und schliesslich in Fluchtmechanismen, die diese Menschen an den Rand der Gesellschaft bringen. Die Entfremdung von den geltenden Werten und Normen kann in die *Rebellion* führen. Eine stark veränderte Sozialstruktur wird entworfen, die Konformität ermöglichen soll (Merton, 1995, S. 135-151).

In Bezug auf die Soziale Arbeit zeigen sich diese Möglichkeiten mit anomischen Spannungen umzugehen, wie folgt: Bei der Innovation werden die Ziele beibehalten, jedoch werden dazu illegitime Mittel verwendet. In der Sozialen Arbeit könnte das bedeuten, dass Sozialarbeitende den Klienten Mittel beschaffen, die nicht zulässig sind. Ritualisiertes Verhalten lässt sich in der Sozialen Arbeit häufig beobachten. Es wird an Leitbildern und internen Handlungsabläufen gearbeitet, die letztendlich nicht zum gewünschten Ziel, der

Bearbeitung sozialer Probleme, führen. Burn-Out und häufiger Arbeitsplatzwechsel können Zeichen eines Rückzugs sein. Bei der Rebellion löst sich Soziale Arbeit in Sozialpolitik auf. Wie bereits erwähnt wurde, wird ritualisiertes Verhalten nicht selten von einem Ressentiment begleitet. Die eigene Unzufriedenheit, die mit dem Nicht-Erreichen der Ziele verbunden ist, wird auf die Gesellschaft oder den Klienten projiziert. Bei Ersterem fühlt sich der Sozialarbeitende den gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten ohnmächtig ausgeliefert. Er übersieht die Möglichkeit, die in der Sozialen Arbeit enthaltene Macht für die Erreichung der Ziele zu nutzen. Spielräume werden übersehen und die eigenen Möglichkeiten vorgängig eingeschränkt. Bei Projektionen auf den Klienten wird der Unmut gegen den Klienten gerichtet. Die Klienten „gehörchen“ nicht und Sozialarbeitende fühlen sich in Frage gestellt.

Wie die Zyklustheorie zeigt, bestimmen der technologische Stil und das politökonomische System die unterschiedlichen Phasen eines ganzen Zyklus. Je nach Phase sind Macht und Güter gerechter oder weniger gerecht verteilt, bzw. werden die Ungerechtigkeiten von den Gesellschaftsmitgliedern mehr oder weniger stark wahrgenommen. Anomische Spannungen nehmen in Phasen der grösseren Macht- und Reichtumskonzentration zu. Die Sozialstruktur bestimmt weitgehend die Anpassungsform, d. h. die Art und Weise wie dem Ziel-Mittel-Konflikt begegnet wird.

D. Psychische Struktur

Spannungen und Anpassungsformen, die aufgrund anomischer Spannungen entstehen, wirken sich unterschiedlich auf die Psyche des einzelnen Menschen aus. Einleitend wird die psychische Struktur des Menschen und insbesondere das Unbewusste anhand der Psychoanalyse erläutert. Die psychoanalytische Sichtweise erweist sich als sinnvoll, weil bei ihrer Analyse vom Niederschlag sozialer Strukturen im Subjekt ausgegangen wird.

1. Sigmund Freud: Psychoanalyse

Sigmund Freud begründete Ende des 19. bzw. anfangs des 20. Jahrhunderts die Psychoanalyse. Sie hat sich seither auf unterschiedliche Weise weiterentwickelt. Einleitend werden wichtige Grundzüge der Psychoanalyse erläutert.

Die Psychoanalyse ist eine eigene Theorierichtung und der Begriff steht zugleich für eine Forschungs- und Behandlungsmethode. Nach Bourne und Ekstrand sei Freud bei der Psychoanalyse vom Ansatz ausgegangen, dass menschliches Verhalten nicht zufällig auftritt, sondern auf intrapsychischen Ursachen beruht (Bourne & Ekstrand, 2005, S. 367). Dieses Verständnis führt jedoch zu kurz, denn Freud hat in seiner Analyse den Einfluss gesellschaftlicher Kräfte erkannt: „... wird das Über-Ich des Kindes eigentlich nicht nach dem Vorbild der Eltern, sondern des elterlichen Über-Ichs aufgebaut; es ... wird zum Träger der Tradition, all der zeitbeständigen Wertungen, die sich ... über Generationen fortgepflanzt haben“ (Freud, 1933; zitiert nach Parin, 1992, S. 115).

Nach Freud gewinnt der Mensch die Energie für sein Verhalten aus dem Lebens- und Todestrieb, der sexuellen Begierde bzw. Aggression. Diese Energie befindet sich gemäss Freuds Persönlichkeitsstruktur im *Es*. Das *Es* handelt nach dem Lustprinzip und versucht Bedürfnisse zu erfüllen. Im Lauf der menschlichen Entwicklung erfährt das Kind, dass seine Bedürfnisse nicht immer unverzüglich gestillt werden. In Kontakt und Abgrenzung zur äusseren Realität entsteht mit etwa drei Jahren das *Ich*. Dieses erhält die Energie aus dem *Es* und versucht dessen Impulse nach Triebbefriedigung in Abstimmung mit der Realität zu ermöglichen. Durch die Erfahrung von Belohnung und Bestrafung beginnt sich mit vier, fünf Jahren das *Überich* auszubilden. Es enthält durch die Sozialisation internalisierte Werte und Normen der Familie und Gesellschaft und funktioniert nach dem sogenannten Moralitätsprinzip. Das *Ich* ist nun aufgefordert, nach dem Realitätsprinzip zwischen den Bedürfnissen des *Es* und den Moralvorstellungen des *Überich* zu vermitteln und sein Verhalten an die realen Gegebenheiten anzupassen (Bourne & Ekstrand, 2005, S. 367-371).

Nach Freud durchläuft der Mensch bis zur Adoleszenz fünf Entwicklungsstufen (orale, anale, phallische Phase, Latenz-, genitale Phase) zur Ausbildung seiner Persönlichkeit. Die Neugierde des Kindes ist gesund für dessen Entwicklung. Dabei ist es wichtig, dass das Kind seine Triebe und Bedürfnisse in gesunder Masse befriedigen und ein starkes Ich ausbilden kann. Dieses ist selbst bestimmt, behält die Balance zwischen den Wünschen des Es, den Geboten und Verboten des Überich und den Anforderungen der Realität. Dabei ist es fähig, eigene Wünsche und Bedürfnisse zu realisieren und sie in freier Entscheidung zurückzustellen. Im Gegensatz dazu ist das schwache Ich fremdbestimmt. Entweder wird es durch die Triebwünsche des Es geleitet und diese werden exzessiv befriedigt oder das Ich wird durch verinnerlichte Werte und Normen des Überich beherrscht und infolgedessen werden Bedürfnisse unterdrückt. Das Unterdrückte wird, um negativen Erfahrungen vorzubeugen, ins Unbewusste verlagert (Bourne & Ekstrand, 2005, S. 367-371).

Durch Freuds Entdeckung des Unbewussten wurden wichtige Erkenntnisse über dessen Auswirkungen auf das menschliche Verhalten gewonnen. Im Unbewussten befindet sich die Gesamtheit der nicht zugänglichen, vom Bewusstsein verdrängten Inhalte, insbesondere die sozial nicht erwünschten Triebregungen. Bedürfnisse, die in der jeweiligen Entwicklungsphase zu schwach oder zu exzessiv befriedigt wurden, führen zu Konflikten zwischen dem Bedürfnis und der Furcht vor Bedürfnisversagung. Diese Konflikte werden ins Unbewusstsein verdrängt, können aber später reaktiviert werden. Mit dem Bewusstwerden des Bedürfnisses wird wieder Angst bewusst. Auf diese vorbewusste Angst reagiert das Ich mit *Abwehrmechanismen*. Es sind Schutzmassnahmen des Ich, die die Ansprüche des Es aus dem Bewusstsein ausschalten, um drohende Konflikte mit dem Überich und der Aussenwelt zu vermeiden. Angst kann dadurch reduziert werden, Abwehrmechanismen erfordern aber ständige Anstrengung (Bourne & Ekstrand, 2005, S. 367-371).

Anna Freud hat die Analyse der Abwehrmechanismen weiter vertieft. Ihre Theorie wird nachfolgend erläutert. Im Kapitel E findet eine weiterführende Auseinandersetzung statt, welche die gesellschaftliche Dimension miteinschliesst.

2. Anna Freud: Abwehrmechanismen

Nach Anna Freud ist das Ich das Medium, durch welches hindurch die beiden anderen Instanzen erfasst werden können. Aus diesem Grund richtete sie ihr Augenmerk auf das Ich und dessen Abwehrmechanismen. Das Ich versucht, Kompromisse zwischen den Instanzen zu finden, und es neigt zur Synthese, die eine Aufschlüsselung der verschiedenen Es- und

Überich-Anteile im Ich erschweren. Es ist schliesslich die Aufgabe des Analytikers, dieses zustande gekommene Bild zu zerlegen (Freud, 1977, S. 9-11).

Anna Freud beschreibt unterschiedliche Vorgehensweisen für den Analytiker: Bei der *freien Assoziation* wird versucht, die Kontrolle des Ichs zu umgehen, damit unbewusste Es-Anteile zum Vorschein treten. Die Arbeit der Analyse und die Bestrebungen des Es drängen in die gleiche Richtung, nämlich der Bewusstwerdung. Das Es erhofft sich dadurch eine Bedürfnisbefriedigung. Die Analyse der Abwehrtätigkeit erweist sich hingegen als schwieriger, denn die Abwehrmechanismen arbeiten in die entgegengesetzte Richtung der Analyse. Also wird versucht auf Umwegen die Ich-Tätigkeit zu erforschen und man sucht nach Assoziationen, Auslassungen, Umkehrungen und Sinnesverschiebungen. Die weitere Aufgabe der Analyse besteht schliesslich darin, das Abgewehrte zu erraten und so ins Bewusstsein zu bringen.

Bei der *Symboldeutung* wird von allgemeingültigen Beziehungen zwischen bestimmten Es-Inhalten und bewussten Vorstellungen ausgegangen. Daraus können direkt Rückschlüsse auf das Es abgeleitet werden, ohne dass sich Abwehrmechanismen des Ich dazwischen schieben.

Fehlhandlungen können in Erscheinung treten, wenn die Wachsamkeit des Ich durch äussere Umstände eingeschränkt oder abgelenkt ist. Diese spontan geäusserten unbewussten Inhalte können vom Analytiker nicht bewusst hervorgerufen werden.

Zur *Übertragung* gehören jene Regungen des Patienten gegenüber dem Analytiker, die sich nicht auf die aktuelle Situation beziehen, sondern aus früheren Objektbeziehungen stammen und unter dem Einfluss des Wiederholungszwangs wieder gezeigt werden. Übertragen werden können sowohl libidinöse Regungen, d. h. Gefühle wie Liebe, Hass, Eifersucht und Angst, als auch abgewehrte und bereits transformierte Es-Regungen. Diese sind wiederum schwieriger zu analysieren, da die Bewusstwerdung der Funktion der Abwehr widerspricht. Beim *Agieren in der Übertragung* setzt der Patient die übertragenen Gefühle und Abwehrmechanismen in seinem täglichen Leben um. Dadurch wird die innere Struktur des Patienten in ihrem natürlichen Grössenverhältnis sichtbar (Freud, 1977, S. 14-21).

Die Triebabwehr kann aus einer Überich-Angst, einer erlebten Realangst aus der Kindheit oder einer Angst vor der Triebstärke erfolgen. Sich verdrängter Triebe bewusst zu werden ist wichtig, hingegen kann nur die Analyse der Abwehrtätigkeiten des Ichs über das erlebte Schicksal und deren Einfluss auf die Persönlichkeit Aufschluss geben. Der Patient wird dabei jedoch Widerstand leisten, dieser kann sich auch gegen die Analyse oder/und den

Analytiker richten. Je mehr Energie zur Herstellung der Verdrängung aufgebracht wurde, desto stärker ist der Widerstand, wenn diese Verdrängung wieder gelöst werden soll (Freud, 1977, S. 50). Das Ich wehrt nicht nur Triebimpulse ab, sondern auch die daran gebundenen Affekte. Als Affekte nennt Anna Freud in Bezug auf die sexuellen Wünsche Liebe, Sehnsucht, Eifersucht, Kränkung, Schmerz und Trauer und als Begleiter der aggressiven Wünsche zeigen sich die Affekte Hass, Zorn und Wut. Je nach Lebensphase und Ich-Struktur benützt das Ich verschiedene Abwehrmechanismen (Freud, 1977, S. 27).

Als *permanente Abwehrrscheinung* gelten körperliche Haltungen, eine bestimmte Mimik und Gestik. Diese Abwehrrscheinungen haben sich von der Ursprungssituation gelöst und sind zum ständigen Charakterzug geworden. Erst bei der Lösung der Erstarrung kann die Abwehrform mit den anfänglich abgewehrten Trieben und Affekten in Verbindung gebracht werden.

Die *Symptombildung*, auch Kompromissbildung genannt, besteht im fixierten Gebrauch einer bestimmten Abwehrmethode gegenüber einem bestimmten Triebanspruch.

Spezielle Beachtung kommt der *Verdrängung* zu. Sie ist der wirksamste, aber auch der gefährlichste Mechanismus. Denn im Gegensatz zu den anderen Abwehrmechanismen werden Triebe und Affekte vollständig vom Ich abgespalten und sind dadurch dem Bewusstsein nicht mehr zugänglich. Dies kann die Intaktheit der Persönlichkeit zerstören und wird dadurch zur Basis für die Kompromiss- und Neurosenbildung. Nebst den neurotischen Abwehrmechanismen des Ich erwähnt Anna Freud auch die Möglichkeit der *Sublimierung oder Verschiebung* des Triebziels, dem einzigen konstruktiven Umgang mit Trieben, die nicht ausgelebt werden können (Freud, 1977, S. 26-40).

Im Folgenden werden die verschiedenen Abwehrmechanismen zusammengefasst:

- *Verdrängung*: Angstauslösende Inhalte werden vom Ich abgespalten und sind dem Bewusstsein nicht mehr zugänglich.
- *Widerstand*: Der Patient bleibt verschlossen, weil er für Entwicklungsschritte nicht bereit ist oder sich gegen unangemessene Ansprüche anderer und unempathische Therapeuten schützt.
- *Vermeidung*: Situationen, die das Abgewehrte hervorrufen könnten, werden vermieden.
- *Verleugnung*: Schmerzliche Tatsachen werden verleugnet.
- *Reaktionsbildung*: Das Individuum denkt und handelt anders, als es seinen unbewussten Impulsen entspricht.
- *Projektion*: Tabuisierte Impulse werden auf andere übertragen.
- *Verschiebung*: Reagiert wird auf Unbeteiligte/Unschuldige, die nicht Auslöser waren.

- *Rationalisierung*: Das Verhalten wird gerechtfertigt.
- *Fixierung*: Ein bestimmter Aspekt der Persönlichkeit verkümmert und die Unzulänglichkeit wird in den Vordergrund gestellt.
- *Permanente Abwehrrscheinung*: Abwehrrscheinungen, die sich von der Ursprungssituation gelöst haben, werden zum ständigen Charakterzug.
- *Somatisierung*: Die seelische Belastung zeigt sich in körperlichen Beschwerden und/oder Krankheiten wie Migräne, Bauchschmerzen.
- *Sublimierung*: Die tabuisierten Impulse werden über produktive und kreative Kanäle ausgedrückt.
- *Regression*: Wenn Abwehrmechanismen nicht wirken, kann ein Rückfall in frühere Entwicklungsphasen erfolgen. Der Patient zeigt unreifes und unangemessenes Verhalten wie Hilflosigkeit, Versorgungswünsche, Weinen, Wutanfall.

Werden schmerzhaft Erfahrungen erfolgreich abgewehrt, sind sie weder dem Betroffenen noch der Umwelt bewusst. In bestimmten Situationen tauchen diese Erfahrungen in desymbolisierter Weise auf – und werden als Emergenten wahrgenommen. Alfred Lorenzer hat in seiner Theorie über das Sprachspiel diesen Prozess erläutert. Damit dies besser verstanden wird, soll vorerst der Vorgang der Mentalisierung und Symbolbildung erklärt werden.

3. Evelyn Heinemann und Hans Hopf: Mentalisierung und Symbolbildung

Auf eine frühe und sichere Beziehung zwischen Kind und primärer Bezugsperson baut der Prozess der *Mentalisierung* auf. Die Bezugsperson nimmt die Bedürfnisse des Kindes wahr und unterstellt ihm ein absichtsvolles Handeln, obwohl dies noch nicht entwickelt ist. Durch markiertes Verhalten spiegelt sie dem Kind die Absicht. Das Kind lernt in dieser Weise seine Affekte zu erfassen und Rückschlüsse auf innere Prozesse wie Absichten, Wünsche und Gefühle zu ziehen. Dies befähigt das Kind zu Selbst- und Fremdwahrnehmung.

Der Prozess der *Symbolisierung* baut auf der Mentalisierung auf. Ein Symbol stellt einen Verweiszusammenhang dar. Dieser beruht auf der Abwesenheit einer Sache und ihrer Vergegenwärtigung in indirekter Form. Dadurch kann Abwesendes denkbar und Fremdes vertraut gemacht werden. In einem erfolgreichen Symbolisierungsprozess gelangt das Kind von der symbolischen Gleichsetzung (narzisstische Illusion, dass dem Kind alles gehört) mittels Übergangsobjekt (Objekte, die nicht Teil des kindlichen Körpers sind, aber auch nicht völlig zur Aussenwelt gehören: Nuggi, Nuscheli) zur reifen Symbolbildung (Getrenntheit und Dankesschuld). Kommunikation und Moralentwicklung hängen somit von einer gelungenen Symbolbildung ab (Heinemann & Hopf, 2006, Kap. 6).

4. Alfred Lorenzer: Sprachspiel

Alfred Lorenzer bezeichnet die konkrete Erfahrung als *Interaktionsfigur*. Führen bestimmte Interaktionsfiguren immer wieder zur Befriedigung der Bedürfnisse, bilden sich *Interaktionsformen* aus. Diese dienen als Muster für zukünftige Interaktionen. Durch die Spracheinführung werden Interaktionsformen mit Sprachsymbolen verbunden. Beim *Sprachspiel* treffen die Interaktionsformen mit ihrer innerpsychischen Repräsentanz mit kulturell vermittelten Symbolen zusammen. Durch die Spracheinführung kann Verhalten situationsunabhängig erschlossen und für andere zugänglich gemacht werden. Verhalten und Symbol müssen nicht mehr unmittelbar aufeinander folgen. Dadurch wird Verhalten verzögerbar und eine planvolle Handlungsvorbereitung kann geleistet werden (Lorenzer, 1977, S. 38-57).

Desymbolisiert bleiben Verhaltensweisen, die nicht zur gewünschten Bedürfnisbefriedigung führten oder sich aufgrund widersprüchlichen Verhaltens der primären Bezugsperson nicht zu Interaktionsformen bilden konnten. Solche von der Sprache ausgeschlossene Erlebnisinhalte bleiben dem Betroffenen unbewusst. Als Folge können die unbewusst gemachten Erlebnisse nur in *klischerter Form* ausgedrückt werden. Den desymbolisierten Klischees können Aussenstehende keinen Sinn zuschreiben. Die Sprachzerstörung führt beim Betroffenen zu Konflikten mit der Umwelt und zu psychischer Inkonsistenz. Symbole, die ihrerseits keine Entsprechung in der Lebenswelt finden, nennt Lorenzer *emotional-leere Worthülsen* (Lorenzer, 1977, S. 38-57).

Das Ziel einer Therapie bzw. Beratung ist Exkommuniziertes wieder in den Sprachzusammenhang zurückzuholen. Das Aufkommen von Unbewusstem aus der Vergangenheit, das in der gegenwärtigen Interaktion Verständigung verhindert, kann somit vermieden werden. Eine Verständigung mit andern und sich selbst wird wieder möglich. „Im kompletten nicht deformierten Sprachspiel ist diese Praxis mit dem Begriff so verschmolzen, dass der vorsprachliche lebenspraktische Anteil des Gebildes in seiner ontogenetischen Selbständigkeit unsichtbar wurde“ (Lorenzer, 1977, S. 41).

Dank der Symbolisierung können Erfahrungen ins Bewusstsein geholt und mithilfe von Bildungsprozessen verstanden und verarbeitet werden (vgl. Graf, Kap. A). Die Identitätsbildung und Entwicklung eigener Allmachtsphantasien in der Adoleszenz sind davon abhängig. Im Folgenden wird die Entstehung des Ich-Ideals und die damit zusammenhängenden Adoleszenzformen beschrieben. Es findet hier ein Wechsel von der psychoanalytischen zur ethnopschoanalytischen Perspektive statt. Dabei werden

Auswirkungen gesellschaftlicher Strukturen auf das Subjekt und – im Gegensatz zur Psychoanalyse – auch auf die Gesellschaft selber untersucht. Im Kapitel E wird die Bedeutung gesellschaftlicher Unbewusstmachungsprozesse weiter vertieft.

5. Mario Erdheim: Allmachtsphantasien und Ich-Ideal

Das Kleinkind bezieht seine Energie aus dem Es. Die erlebten Allmachtsphantasien zeichnen den kindlichen Narzissmus aus. In der *Latenzphase* verlagert sich die Energie ins Überich und die Allmachtsphantasien werden auf die Eltern projiziert. Beim jugendlichen Narzissmus gelangt die Energie ins *Ich-Ideal*, das in Verbindung zum Ich realitätsgebunden bleibt, und die Allmachtsphantasien durchdringen das Überich, wobei übernommene Wertvorstellungen in Frage gestellt und relativiert werden. „Der Narzissmus ... ist ein notwendiges Element der Entwicklung. Die erneute Besetzung des Selbst, sogar dessen Überschätzung sind notwendig, um die Infragestellung der äusseren Welt wagen und die dadurch bedingte Verunsicherung ertragen zu können“ (Erdheim, 1992, S. 301).

Die kapitalistische Gesellschaft lebt von der Dynamik, d. h. sie ist auf Erneuerungen in der Wissenschaft und Technologie angewiesen. Sie fördert daher bei einem auserwählten Teil der Jugendlichen das innovative Potential. Nach Erdheim erleben diese Jugendlichen eine *verlängerte Adoleszenz*. Die Grössen- und Allmachtsphantasien im Ich-Ideal bleiben Ich-nahe, dadurch müssen Es, Ich und Überich nicht in eine starre Hierarchie gebracht werden, was ein „freies, den schöpferischen Möglichkeiten des Individuums förderliches Fließen zwischen den Instanzen“ erlaubt (Erdheim, 1992, S. 316).

Um die Stabilität in der Gesellschaft nicht zu gefährden und die bestehende Gesellschaftsstruktur zu reproduzieren, wirkt die Schule bei einem Grossteil der Jugendlichen auf deren Potential wie ein Kühlsystem ein. Durch die Halbbildung fehlen den Jugendlichen Interpretationsmöglichkeiten zur Überarbeitung frühkindlicher Erfahrungen und zur Auseinandersetzung mit der Kultur und die Entwicklung von Allmachtsphantasien bleibt ihnen verwehrt (vgl. Graf, Kap. A). Die Unterdrückung des Potentials und die Unbewusstmachung der Erfahrungen haben nicht nur gesellschaftliche Auswirkungen, sondern zeigen sich auch in der psychosexuellen Entwicklung der Jugendlichen. Die *eingefrorene Adoleszenz* entsteht dadurch, dass die frühere Überich-Struktur aus der Latenzzeit beibehalten wurde. Die Allmachtsphantasien bleiben im Überich eingefroren. Durch innere Konflikte sind diese Jugendlichen stark absorbiert und können trotz Anpassungsanstrengungen ihren Platz in der Gesellschaft nicht finden (Erdheim, 1992, S. 317-318). Bei der *zerbrochenen Adoleszenz* sind nur noch Scherben der Grössen- und

Allmachtsphantasien als jene Ich-Anteile eingebaut, die Anpassung und sozialen Aufstieg ermöglichen. Die Jugendlichen erhalten dafür Anerkennung, die Allmachtsphantasien sind jedoch zerbrochen. Der Jugendliche kann keine eigene Identität ausbilden, die Aufrechterhaltung der psychischen Stabilität gelingt ihm nur durch die Identifikation mit einer Rolle, die aber fremdbestimmt bleibt (Erdheim, 1992, S. 318-319). Bei der *ausgebrannten Adoleszenz* schlagen sich die Allmachtsphantasien auf die Seite des Es. Gründe dafür nennt Erdheim frühere Traumatisierungen. „Die in der Kindheit nicht geglückten Objektbeziehungen, Identifikationen und Überich-Bildungen machen aus dem pubertären Triebtrieb einen Brennstoff, der die destruktiven Potenzen der Adoleszenz verstärkt“ (Erdheim, 1992, S. 321). Normübertretungen als Effekte der Struktur werden als individuelles Versagen dargestellt und die soziale Komponente wird unbewusst gemacht (vgl. Graf, Kap. A).

Die Verdrängung der Erfahrung der eigenen Adoleszenz führt bei den Erwachsenen zur Ausbildung von Stereotypen der Adoleszenz. Je nach Haltung gegenüber den eigenen Allmachtsphantasien und in Abhängigkeit zu den gesellschaftlichen Werten gelten die Adoleszenten als *Zerstörer*, *Opfer* oder *Heilgestalt* (Erdheim, 1992, S. 331-332). Die Projektionen der Erwachsenen erschweren den Jugendlichen wiederum die Herausbildung einer eigenen Identität.

Der Zugang zum Ich-Ideal ist nach Erdheim auch wichtig beim Eintritt in die Arbeitswelt. „Der Prozess der Arbeit wird so zum entscheidenden Faktor, um den Narzissmus mit der Welt zu versöhnen“ (Erdheim, 1992, S. 310). Obwohl die Arbeit eine narzisstische Kränkung bedeutet, da sie der Allmacht Grenzen setzt, ist sie gleichzeitig das wichtigste Instrument, um jene Phantasien mit der Realität zu verbinden. Stehen Allmachtsphantasien und Arbeit in Widerspruch, gibt es nach Erdheim drei Möglichkeiten diese zu lösen: Im ersten Fall werden die Phantasien gerettet zu Lasten der Arbeit. Dabei besteht die Gefahr einer Psychose oder Verwahrlosung. Im zweiten Fall werden die Allmachtsphantasien als Folge entfremdeter Arbeit abgespalten. Die im Überich eingelagerten Phantasien werden bei Möglichkeit ausserhalb der Arbeit ausgelebt. Zum dritten Fall gehört jede Form von selbstbestimmter Arbeit. Die Phantasien können dabei am besten mit der Arbeit in Verbindung gebracht und ausgelebt werden (Erdheim, 1992, S. 311-312).

Die Bindungen zu primären Bezugspersonen, der Mentalisierungs- und Symbolisierungsprozess sowie die Sprachentwicklung spielen eine zentrale Rolle in Bezug auf die Identitätsentwicklung. Ein stark ausgebildetes Ich und der Zugang zu den

Allmächtsphantasien im Ich-Ideal sind die Voraussetzungen für ein selbstbestimmtes Leben. Die Autonomie der Subjekte stellt jedoch eine Gefahr für nicht legitimierbare Herrschaftsverhältnisse dar. Deshalb werden Unbewusstmachungsmechanismen installiert, durch welche die Interessen der Subjekte gesteuert und unbewusst gemacht werden sollen. Im folgenden Kapitel findet eine vertiefte Auseinandersetzung damit statt.

E. Gesellschaftliche Unbewusstmachung

1. Das Unbewusstsein

Unbewusstes ist nichts Fassbares, anhand des psychoanalytischen Konzeptes (vgl. Kap. D) wird es jedoch möglich, Hypothesen über Zusammenhänge auf einer tieferen Ebene zu erstellen. Nach Stavros Mentzos (1988, S. 55) können solche Aussagen jedoch nur hypothetischer Art sein, da sie nicht den hohen Wahrscheinlichkeitsgrad von Aussagen auf der deskriptiven Ebene erreichen, bei denen nur das „Wie“ und nicht das „Warum“ beschrieben wird. Die Wissenschaft kann aber nicht auf solche hypothetischen Konstrukte verzichten, da diese Ursächlichkeit enthalten. Durch das sich bewusst werden seiner eigenen unbewussten Anteile wird es auch möglich, sich denjenigen seiner Mitmenschen zuzuwenden.

Wer sich mit Unbewusstem beschäftigt, kommt nicht darum herum sich auch mit Themen der Herrschaft und Macht zu konfrontieren. In der Psychoanalyse stellt der Wille zur Macht ein entscheidendes Hindernis im Zugang zum Unbewussten dar. Wer dieses Hindernis nicht überwinden kann, stösst nicht in das Unbewusste vor, sondern verliert sich in seinen Grössenphantasien (Erdheim, 1984, S. 63).

Wie folgend beschrieben wird, geht Erdheim davon aus, dass die Produktion von Unbewusstheit durch jene Institutionen, die das öffentliche Leben regulieren, gesellschaftlich organisiert wird (Erdheim, 1984, S. 38-39). Was man in einer Gesellschaft nicht wissen darf, weil es die Ausübung von Herrschaft stört, muss unbewusst gemacht werden. Anhand der Ethnopschoanalyse haben nebst anderen, Mario Erdheim wie auch Paul Parin die Auswirkungen der Herrschaft im Individuum untersucht und dargestellt, dass der Blick in die Psyche auch den Blick auf jene sozialen Strukturen bedingt, in denen sich die psychischen Strukturen entwickeln und manifestieren.

2. Kalte und heisse Kulturen

Kalte Gesellschaften sind darum bemüht, jeder Veränderung ihrer Struktur Widerstand zu leisten und damit die notwendigerweise entstandenen Spannungen laufend zu neutralisieren (Erdheim, 1984, S. 288). Nach Erdheim wird dabei von einer zyklischen Zeitvorstellung ausgegangen: So wie es jetzt ist, war es immer schon und wird es immer bleiben. Aber auch innerhalb heisser Kulturen, mit ihrem Bedürfnis nach Veränderung, haben sich komplizierte soziale Strukturen entwickelt, um eine Gesellschaft nicht zu heiss werden zu lassen: Dies sind auf Gegenseitigkeit beruhende Mechanismen der Macht- und Güterverteilung, welche die sozioökonomische Basis der Stabilität bilden (Erdheim, 1984, S. 289). Aus diesen Machtquellen fliesst die Energie, welche die Stabilität und Tradition einer Institution sichern soll. Aber gerade diese Quellen stellen auch heisse Quellen dar, da

aus ihnen soziale Ungleichheit entspringt, die wiederum Spannung erzeugt. Eine Institution sucht folglich nach Kühlsystemen, welche die Folgen der Machtverteilung neutralisieren sollen. Wer solche neutralisierende Effekte erlebt, durchlebt einen Anpassungsprozess an die herrschenden Verhältnisse⁸.

Das, was Parin die *Identifikation mit der Rolle* (vgl. 3 im selben Kap.) nennt, wird etabliert. Dem Bewusstsein entzogen und als normal geltend, sind diese Normen gegen Eingriffe besser abgesichert, als wenn sie über Einsichten vermittelt und im System nur als bewusst eingeschrieben worden wären. Eine solche Verankerung im Unbewussten ist jedoch nur möglich, wenn die gesellschaftlichen Normen an die ersten Bezugspersonen während der Primärsozialisation geknüpft werden. Auch entwickelt das Individuum über die Interaktion mit seinen Familienangehörigen seine Abwehrmechanismen. In den folgenden Kapiteln findet eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit den verschiedenen Abwehrformen statt. Es wird deutlich, dass diese eine entscheidende Voraussetzung für jede Form von zwischenmenschlichem Austausch darstellen (Erdheim, 1984, S. 217, 292).

3. Die Grössenphantasien und der soziale Tod

Grössenideen und Machtphantasien sind sehr schwer zu beherrschende Faktoren, insbesondere wenn sie institutionell gestützt werden. Erdheim beschreibt, wie narzisstische Grössenphantasien durch die Hilfe des Prestiges vergesellschaftet werden, da dieses über die sozialen Rollen von der Gesellschaft zur Verfügung gestellt wird. Indem die Gesellschaft das Individuum auf diese Weise bei seinem Narzissmus fassen kann, wird es dazu verlockt die herrschenden Werte zu realisieren. Dadurch, dass diese Illusionen durch die Gesellschaft institutionell gestützt werden, wird es sehr schwierig, darauf zu verzichten oder sich überhaupt deren Mechanismen bewusst zu werden.

Ins Thema einführend soll erst der Begriff der *Rolle* genauer definiert werden: Aus soziologischer Sicht ist mit einer Rolle das gesellschaftlich gesehene erwünschte und geforderte Verhalten gemeint. Mit der *Rollenidentifikation* denkt Parin an die komplexen Anpassungsmechanismen, die sich vorübergehend oder dauerhaft im Ich etablieren. Dabei ist es nicht von Bedeutung, ob die Gesellschaft und der Rollenträger sich jener ideologischen Inhalte bewusst sind oder nicht (Parin, 1992, S. 96-98).

Die Fähigkeit, die verschiedenen Rollen in den verschiedensten Interaktionen zu übernehmen, wird in der Primärsozialisation während der Kindheit erworben. Obwohl mit

⁸ Anhand des durchlebten Anpassungsprozesses lässt sich eine Verknüpfung zu der weiter vorne behandelten Enteignungstheorie von Martin Graf herstellen. Erdheim beschreibt, wie durch Anpassungsprozesse die beherrschte Klasse von der herrschenden Klasse mittels der Unbewusstmachung - oder nach Graf durch die Enteignung - in einem gewissen Sinne ruhig gestellt werden kann.

der Rollenidentifikation die Konflikte zwischen dem Freud'schen Es und den Forderungen der Erziehung nicht gelöst werden, entspannt sich dadurch manche dieser Auseinandersetzungen. Somit kann zwar durch die Rollenidentifikation dem Ich eine grössere Stabilität ermöglicht werden, doch sind damit innere Konflikte noch nicht gelöst.

Es scheint eine unausweichliche Forderung zu bleiben, dass jene, die einen Blick in die Psyche werfen wollen, sich auch mit den herrschenden sozialen Strukturen auseinandersetzen müssen (Parin, 1992, S. 96-98).

Je integrierter ein Mensch in die Machthierarchie ist, desto schwieriger wird es für ihn sein, das mit seinen Grössen- und Machtphantasien verknüpfte Unbewusste zu erkennen. Individuen, die erfolglos solche Prestigerollen angestrebt haben oder sie aus irgendwelchen Gründen wieder aufgeben mussten, kommen oftmals mit den nicht integrierbaren Allmachtsphanstasien kaum zu Rande (Erdheim, 1984, S. 75-78). Wenn keine neue Identität gefunden werden kann, droht der Verlust eines jeglichen Halts. Falls diese Rollen aus äusseren Gründen zerfallen, ohne dass sich der Betroffene darauf vorbereiten konnte und ohne dass ihm Ersatz angeboten wird, so kann dies insbesondere bei Ich-schwachen Menschen zu psychischer Dekompensation führen. Dies geschieht bezeichnenderweise nicht nur bei jenen, die bis dahin grössere Machtvorteile hatten, sondern insbesondere bei den Untergebenen, die sich zunächst in ihrer neu gewonnenen Freiheit zurechtfinden müssen (Mentzos, 1988, S. 86-89).

Das Erleben des sozialen Todes, wie Erdheim diese Auflösung der mit Prestige besetzten Rollen nennt, gilt als Voraussetzung, um das Unbewusste überhaupt entdecken zu können (Erdheim, 1984, S. 75). Die Auflösung des Ichs hat die Freisetzung des Unbewussten zur Folge, da das Individuum auf die Strukturen, mit welchen es sich bisher die Welt geordnet hat, verzichten muss. Dadurch besitzt der soziale Tod auch eine emanzipatorische Seite, denn er bietet dem Individuum die Chance auf neue Perspektiven an.

Die Entdeckung seines Unbewusstseins bedarf aber der Willigkeit zur Selbstanalyse und des Vorhabens, sich mit denjenigen Seiten der eigenen Persönlichkeit zu konfrontieren, die man eigentlich gar nicht wahrhaben möchte, da sie den Narzissmus und den in das Erwachsenenalter geretteten Grössenwahn verletzen (Erdheim, 1984, S. 101, 102, 133).

Mit der Analyse kann dem Individuum nicht nur bewusst werden, welchen verdrängten Kräften es unterliegt, sondern auch, durch welche Umweltgewalten es automatisch beherrscht wird, weil sich sein Ich, meist unbewusst, über diverse Rollenmuster mit ihnen identifiziert hat.

Es soll hier noch einmal ein Bezug zu der weiter oben beschriebenen Rollendefinition von Parin hergestellt werden. Parin meint mit dem Begriff der Identifikation mit der sozialen Rolle nicht nur die Ausführung der zugeschriebenen Verhaltensmuster, sondern die besondere Art und Weise, wie das Ich mit den zugeschriebenen Rollen umgeht. Denn viele dieser institutionalisierten Rollen sind so eingerichtet, dass sie für den Einzelnen wie ein nach aussen verlegter Abwehrmechanismus wirken.

Während der Untersuchung dieses Mechanismus und des individuellen Umganges damit wurde für Parin wichtig, dass die Angst zwar generell als Regulator wirkt, aber dass die Verfolgung der Angstsignale im Speziellen nicht geeignet ist, um viel über die Vorgänge im Ich zu erkennen – dies im Gegensatz zur Meinung anderer. Sein Modell lässt offen, welche Verhältnisse es sind, die die Stabilität in den Institutionen und den in ihnen festgelegten Rollen bewirken. Diese können sozialer, ökonomischer oder ganz anderer Art sein (Parin, 1992, S. 98-102).

Wichtig bleibt das Bewusstsein darüber, dass das Individuum, wie Krappmann sagt, immer auch Bedürfnisse in sich hat, die durch die anerkannten Interpretationen nicht adäquat benannt werden können, womit die Gefahr der Verzerrungen der Darstellung wie auch der Fehlinterpretation besteht.

Die folgenden Kapitel beschäftigen sich mit Mario Erdheims und Paul Parins ethnopsychoanalytischen Theorien über die personelle, aber auch institutionalisierte Abwehr, ebenso soll Stavros Mentzos Begriff der interpersonalen Abwehr eingeführt werden.

4. Die Abwehr- und Anpassungsmechanismen

Die Theorie der Abwehrmechanismen des Ich (vgl. Kap. D) hat sich als ein weit akzeptiertes psychoanalytisches Konzept erwiesen.

Freud ging davon aus, dass das Individuum oftmals dem gesellschaftlichen Druck nachgibt und als Folge dessen auf persönliche Wunscherfüllungen verzichten muss. Mithilfe der Abwehrmechanismen werden zum einen die entsprechenden Inhalte verdrängt und die damit zusammenhängenden Gefühle vom Bewusstsein ferngehalten, zum andern aber gelingt oftmals durch diese Mechanismen eine indirekte Abfuhr, Entladung oder Befriedigung innerer Triebe (Mentzos, 1988, S. 15).

Während der Interaktionen in der Primärsozialisation entwickelt das Individuum seine individuellen Abwehrmechanismen. Die Hauptaufgabe der Abwehrmechanismen ist die Abweisung von Es-Impulsen, wenn das Ich sich durch die Wahrnehmung der Es-Impulse und den Drang, diese in die Realität umzusetzen, gefährdet sieht (Erdheim, 1984, S. 217).

Anhand eines Zitates von Moser soll noch einmal auf die Bedeutung der Aufgabe der Abwehrmechanismen eingegangen werden:

Abwehrmechanismen sind Notfall- und Dringlichkeitsfunktionen, die nur aktiviert werden, wenn die normale Integrationsleistung des Ich der Konfliktsituation nicht mehr Herr wird. Die Tätigkeit des Ich besteht in der Lösung von Konflikten, in der Suche nach Wegen, die Bedürfnisse in angepasster Weise zu befriedigen. Die Abwehrorganisation wird nur in Zeiten einer drohenden Revolte eingesetzt, wenn – um ein Bild Hoffers zu übernehmen – die ‘Regierung’ von inneren und äusseren Angriffen überwältigt zu werden droht. Abwehrmechanismen sind potentiell vorhandene Bahnungen, die sich aus den bereits bestehenden ‘normalen’ Ich-Funktionen ohne Abwehrbedeutung aufbauen und auf Angstsignale hin in Tätigkeit gesetzt werden. (Moser, 1964; zitiert nach Erdheim, 1984, S. 217)

Die Abwehrmechanismen des Ichs können als Vorgänge beschrieben werden, die vor allem das Ich vor der bewussten Wahrnehmung von Unlust, seelischem Schmerz, Depression, Schuld- und Schamgefühlen und insbesondere vor Angst schützen sollen. Mentzos betont dabei die Bedeutung jener meist die Unbewusstmachung begleitenden und von dieser nicht trennbaren, kompromisshaften oder regressiven Teilbefriedigung oder zumindest Entspannung (Mentzos, 1988, S. 31).

Im Zusammenhang dieser Teilbefriedigung oder Entspannung durch die intrapersonalen Abwehrmechanismen werden nun die im vorherigen Kapitel angesprochenen Gedanken Parins weiter erörtert. Wir haben festgestellt, dass Parin mit dem Begriff der Identifikation mit der sozialen Rolle nicht nur die Ausführung der zugeschriebenen Verhaltensmuster meint, sondern die besondere Art und Weise, wie das Ich mit den zugeschriebenen Rollen umgeht. Viele dieser institutionalisierten Rollen sind so eingerichtet, dass sie für den Einzelnen wie ein nach aussen verlegter Abwehrmechanismus wirken. Parin beschreibt dies folgenderweise:

„Sozial eingerichtete Abwehrsysteme“ (...) wie Pollock sie nennt, sind gesellschaftliche Einrichtungen, die das Individuum von sozial unerwünschten Triebregungen und der Arbeit der Abwehr oder des Verzichts entlasten. Die Kultur, die zum Teil auf Triebunterdrückung begründet ist, übernimmt mit ihren Institutionen einen Teil dieser Arbeit. Dem sich anpassenden Ich bleibt Abwehrarbeit erspart, sofern sich die Person mit der ihr institutionell zugeteilten Rolle normgerecht identifiziert. Der

Befund, dass das Ich zur Identifikation mit der Rolle keine Energie braucht und sein Abwehrsystem dabei entlastet wird, kann nicht überraschen. Allerdings tauscht es für den ökonomischen Gewinn eine strukturelle Einschränkung ein. (Parin, 192, S 102)

Die psychosoziale Wirksamkeit der Institutionen tatsächlich durchschauen zu können, ist nur beschränkt möglich. Ein bedeutender Grund dafür kann sein, dass die Analytiker mit demselben Norm- und Wertsystem sozialisiert sind, welches den Institutionen unter den aktuellen Verhältnissen ihre Legitimation gibt.

Die das Ich entlastende, gelungene Identifikation mit der Rolle, beschreibt Parin anhand des Beispiels eines mittleren Angestellten, dem die gelungene Identifikation hilft, die intrastrukturellen Konflikte seines Ichs zwischen aktiven und passiven Einstellungen zu überbrücken. Dies dadurch, dass seine Rolle Passivität gegenüber den Vorgesetzten, aber Aktivität gegenüber den ihm untergeordneten Angestellten fordert.

Im Unterschied zu einem komplexen Abwehrmechanismus, ist die gelungene Rollenidentifikation erkennbar an der ihr folgenden Triebbefriedigung. Diese meist nur vorübergehende narzisstische Befriedigung wird begleitet von einer entsprechenden Erhöhung des Selbstwertgefühls. Bei einer einigermaßen dauerhaften Identifikation stärkt sich das Gefühl einer eigenen Identität, sogar wenn diese auf einer erzwungenen Anpassung beruht. Unter Umständen kann die Rollenidentifikation gar wie ein manischer Mechanismus wirken, mittels dessen sich das Ich seiner sonst gültigen Über-Ich-Forderungen entledigen kann. Aus psychoanalytischer Sicht ist hier ein Widerspruch erkennbar: Einerseits baut sich die Ich-Identität aus der Rollenidentifikation auf, andererseits jedoch verringert die Einrichtung einer haltbaren Ich-Identität die Tendenz, sich mit sozialen Rollen identifizieren zu wollen.

Ist die erworbene Ich-Identität genügend stark und in die psychische Struktur integriert, so wirkt sie organisatorisch und somit stabilisierend für das Ich. Das Individuum ist folglich weniger darauf angewiesen, sich mit den gesellschaftlich angebotenen Rollen identifizieren zu müssen.

Ein schlecht funktionierendes oder regrediertes Ich erhält von der Gesellschaft ein immer eingeschränkteres Angebot an Rollen, mit denen es sich identifizieren könnte. Meist findet dabei eine automatische Anpassung des Individuums an diese Umstände statt.

Die Ablehnung jeder Rollenidentifikation hingegen fordert einen erheblichen psychischen Aufwand. Diese Menschen verzichten auf einen Stabilisator, welcher leichter eingebaut als vermieden werden kann. Sie verzichten aber auch auf die narzisstischen Befriedigungen, welche ihnen mit der Identifikation zufließen würden.

Muss eine Rolle aus äusseren Gründen aufgegeben werden, gehen, wie bereits weiter oben anhand von Erdheims sozialem Tod beschrieben, Stabilität und narzisstische Befriedigung verloren. Es müssen neue Identifikationen gefunden werden, doch ohne die Stütze dieser entlastenden Mechanismen gelingt dies oftmals nur mit neurotischer Symptombildung⁹.

Die Identifizierung mit einer machtbesetzten Rolle bringt meist wenig objektbezogene Befriedigung mit sich. Eher macht der narzisstische Gewinn, sei er aus den eigenen Grössenphantasien oder aus der wirklichen oder phantasierten Bewunderung seitens der weniger Mächtigen abgeleitet, den Aufwand wett, der nötig ist um Macht zu erringen und zu behalten (Parin, 1992, S.102-106).

Mit Parins Worten kann seine bis hierhin erarbeitete Theorie passend zusammengefasst werden:

Die beschriebenen Anpassungsmechanismen vermögen viel für das Ich zu leisten, wenn es unter eingreifenden oder wechselnden Bedingungen der Aussenwelt funktionstüchtig bleiben soll. Sie dienen der Autonomie des Ich (...), tendieren aber dazu, die Unabhängigkeit von der Umwelt zu beeinträchtigen. Treten sie in Funktion, wird das Ich von Triebkonflikten entlastet; es tritt weniger Angst auf, und das Ich wird als Ganzes stabilisiert. Die Umwelt greift aber in einer vom Ich nicht steuerbaren Weise in seine Struktur ein und bestimmt wichtige Ichfunktionen. (Parin, 1992, S. 108)

Der Abbau von Abwehrmechanismen ist kein Allheilmittel. Wenn sie auch nicht ideale Anpassungstechniken sind, können die Abwehrmechanismen trotzdem teils sinnvolle Funktionen übernehmen.

Wichtig ist, sich seiner unbewusst funktionierenden Anpassungs- und Abwehrmechanismen bewusst zu werden, denn dies kann die Chance zu einer aktiven Veränderung seiner sozialen Situation eröffnen.

5. Interpersonale Abwehrkonstellation

Besonders bei jenen Abwehrprozessen, die im zwischenmenschlichen Bereich entstehen - Stavros Mentzos nennt sie die interpersonalen Abwehrkonstellationen - zeichnete sich die Wichtigkeit des Anderen immer deutlicher ab (Mentzos, 1988, S. 15-17). In Unterscheidung

⁹ Die neurotische Symptombildung ist in der Psychoanalyse der Ausdruck eines unbewussten Konflikts. Bei den klassischen Psychoneurosen entspricht dieser einem ungelösten frühkindlichen Konflikt. Dagegen werden die Aktualneurosen durch einen Konflikt im unmittelbaren Erleben ausgelöst. Mentzos geht davon aus, dass bei einer grossen Mehrheit, wenn nicht bei allen Menschen, ein „Potential“ an neurotischen Konflikten, Ängsten, Schuldgefühlen und anderem vorhanden ist (Mentzos, 1988, S.115).

zu Freuds intrapsychischen Abwehrmechanismen ist für die interpersonalen Abwehrkonstellationen bedeutend, dass das Gegenüber nicht nur als eine psychische Repräsentanz, sondern als reale Person mit realem Verhalten in die Abwehrorganisation eingebaut ist.

Das vom Individuum Abgespaltene wird auf das Gegenüber projiziert, auf den Doppelgänger, wie Freud ihn nennt. Der Doppelgänger entsteht jedoch nicht nur aus verleugneten Eigenschaften, sondern auch aus allen ungenutzt gelassenen Möglichkeiten, die sich auf Grund äusserer Umstände nicht verwirklichen liessen, aber an denen das Unbewusste immer noch festhält (Erdheim, 1984, S. 106). Diese auf das Gegenüber projizierten, wieder aktivierten Verhaltensmuster und Gefühlszustände bewirken, dass der Übertragende seinen Doppelgänger in verzerrter Weise erlebt (Mentzos, 1988, S.38-41).

Der Vorgang der interpersonalen Abwehr ist oftmals reziprok¹⁰, was bedeutet, dass die Abwehr der einen Person durch die der zweiten gefestigt wird. Dies geschieht dadurch, dass die realen Verhaltensweisen und Eigenschaften einer Person die Befriedigung von Bedürfnissen oder auch die Konfliktabwehr des Gegenübers ermöglichen, fördern und gar stabilisieren. Häufig wird eine solche Komplementarität durch Rollenzuweisung und Delegation unbewusst-manipulativ hergestellt (Mentzos, 1988, S. 26). Die Verhältnisse sind aber nicht so einfach, dass der eine Beteiligte durch die Bedürfnisseite und der andere durch die Abwehrseite erkannt werden könnten. Die Abwehrformen sind viel komplexer ineinander verwoben, denn in jeder dieser einzelnen Teilbeziehungen sind besondere interpersonale Abwehrkonstellationen enthalten (Mentzos, 1988, S. 36-37).

Die Ziele der interpersonalen Abwehrvorgänge unterscheiden sich nicht wesentlich von jenen der weiter oben beschriebenen intrapsychischen Abwehrform. Es geht in erster Linie darum, dass ein bestimmter Inhalt und insbesondere die damit verbundene gefühlsmässige Reaktion entweder vom Bewusstsein ferngehalten oder bagatellisiert werden kann (Mentzos, 1988, S. 28). In diesem Zusammenhang führt Jürg Willi den Begriff der Kollusion ein. Unter Kollusion versteht er:

(...) das von den Partnern in heimlichem, meist unbewusstem Übereinkommen miteinander inszenierte Zusammenspiel, in dem sie versuchen, miteinander und aneinander ihre neurotischen Störungen zu bewältigen oder zumindest auszuagieren, anderenteils ihre eigene Abwehr zu potenzieren. Die Partner bilden dabei einen meist unbewusst gehaltenen Konsensus über die Regeln und Rollen dieses Zusammenspiels (...). (Willi, 1975; zitiert nach Mentzos, 1988, S. 36)

¹⁰ Aus soziologischer Sicht meint Reziprozität das Prinzip des wechselseitigen Austausches in einer sozialen Beziehung (Reimann, 1991, S. 255).

Mentzos stellt fest, dass dieses Potential an neurotischen Konflikten und Bedürfnissen wohl bei allen Individuen mehr oder weniger ausgeprägt anzutreffen ist. Dazu hat er eine Typologie verschiedener psychosozialer Abwehrkonstellationen entwickelt. Es würde den Rahmen dieser Arbeit jedoch überstrapazieren, vertiefter auf diese einzugehen. Gemeinsam ist all den verschiedenen Typen, dass sie durch ad hoc sich bildende interpersonale Arrangements entstehen (Mentzos, 1988, S. 79). Mentzos hat sich aber auch, ergänzend zum Konzept der interpersonalen Abwehr, mit dem im folgenden Kapitel besprochenen Konzept der institutionalisierten und kollektiven Formen der psychosozialen Abwehr beschäftigt.

6. Institutionalisierte und kollektive Formen der psychosozialen Abwehr

Wie bereits angesprochen (vgl. 2 und 3), bietet jedes Sozialsystem die Möglichkeit zu interaktionell aufgebauter Abwehr. Die Struktur und die Prinzipien einer Institution¹¹ sind nicht nur zweckrational aufgebaut, sondern stützen sich darüber hinaus auf gemeinsame Normen und auf gefühlsmässige, oft nicht klar erkennbare und definierbare Motivation. Dies prädestiniert Institutionen neben ihren anderen Funktionen, auch solche der psychosozialen Abwehr zu übernehmen. Durch die Regulierung von Handlungs- und Beziehungsabläufen entlasten Institutionen den Einzelnen. Der Mensch benötigt diese Entlastung bei Entscheidungen und Orientierung in der Vielfalt von Möglichkeiten, die der realen, psychosozialen Welt entspringen. Er benötigt diese Entlastung aber auch bei seinen neurotischen Ängsten und Bedürfnissen, also den auf die Vergangenheit bezogenen, den irrealen, nicht sichtbaren Spannungen. Für Mentzos geht es in einer Institution „(...) auch um die Chance, mit Hilfe von institutionell verankerten Handlungs- und Beziehungsmustern regressive Triebbedürfnisse zu befriedigen, Schutz- bzw. Abwehrverhalten gegen irrealer, phantasierte, infantile, insgesamt nicht real begründete Ängste, Depressionen, Scham und Schulgefühle zu sichern“ (Mentzos, 1988, S. 79-87).

Die Rollenverteilungen in einer Institution dienen primär nicht der individuellen neurotischen Abwehr, sondern der rationalen Arbeitsteilung: dem Leistungszuwachs, der Prestige-, Macht- und Profitmaximierung, aber auch der Förderung von Lernprozessen und der Festigung bestimmter Wertsysteme. Es darf aber nicht übersehen werden, dass die angebotenen Rollen auch die individuellen und interpersonalen Abwehrkonstellationen ermöglichen. Diese können den Einzelnen gar zur Unterstützung des Systems und zum Festhalten an seiner Rolle motivieren. Die sozialen institutionellen Strukturen sind kaum aus Sorge der Gesellschaft um die individuelle neurotische Abwehr des Einzelnen

¹¹ Mit Institutionalisierung ist ein Prozess der Verfestigung sozialer Regelmässigkeiten gemeint. In einer Institution gelten komplexe Verhaltensmuster mit hohem Geltungsgrad in einem sozialen System (Reimann, 1991, S. 250).

entstanden, sondern eher unter dem Einfluss sachbezogener Notwendigkeiten und politischer Interessen. Es ist aber wahrscheinlich, dass die letzteren sich individuell neurotischer Bedürfnisse bedienen. Angesichts der Vielfalt von Möglichkeiten ist es kaum möglich, die Einzelfunktionen auseinanderzuhalten. Meist handelt es sich dabei um vielschichtige und mehrfach determinierte Prozesse. Mentzos beschreibt dies am Beispiel eines patriarchalischen Chefs, der vielleicht auf Grund seiner autoritären und unterdrückenden Haltung unbeliebt sein mag, andererseits jedoch eine väterliche Funktion verkörpert, indem er Verantwortung im Hinblick auf wichtige Entscheidungen und anderes übernimmt und zumindest angeblich eine sichere Zukunft verspricht. Umgekehrt kann diese Konstellation dem Chef bei der Festigung von seinen Grössenphantasien behilflich sein. Sie unterstützt ihn beim Verleugnen, Rationalisieren, Verschieben und dadurch auch beim Kompensieren seiner Ängste. Auf legale Weise kann er seine aggressiven Affekte auf seine Angestellten verlagern und abreagieren. Damit kann ihm diese Konstellation auch beim Verdrängen seiner entstehenden Schuldgefühlen nützlich sein, da er ja im Rahmen seiner Aufgabe und Funktion handelt (Mentzos, 1988, S. 82 - 86). Mentzos ist überzeugt, dass diese Verbindungen nicht zufällig sein können. Institutionen können nur in der Masse ihre politischen und ökonomischen Ziele erreichen, wie sie gleichzeitig dem Einzelnen psychosoziale Abwehrkonstellationen und Ersatzbefriedigungen zur Verfügung stellen. Dabei geht es hauptsächlich um die Wiederherstellung der narzisstischen Homöostase und somit einer Pseudoüberwindung von Minderwertigkeitsgefühlen und Niederlagen auf dem Wege teilnehmender Identifikationen (Mentzos, 1988, S. 84).

Anhand der Ethnopschoanalyse wurden wichtige Zusammenhänge zwischen dem individuellen Unbewussten und den gesellschaftlichen Verhältnissen erkannt und untersucht. Werden Abwehrmechanismen institutionell abgestützt, so kann von einer gesellschaftlichen Produktion von Unbewusstheit gesprochen werden. Im Sinne einer Selbstanalyse sollen diese Mechanismen bei sich selbst studiert und bewusst werden, gleichzeitig aber auch im Rahmen der Kultur die bestehenden Institutionen untersucht werden (Erdheim, 1984, S. 36).

7. Die soziale Bedeutsamkeit des Unbewussten

Anhand der Ethnopschoanalyse wurde beschrieben, wie die gesellschaftliche Relevanz des Unbewussten durch seine doppelte Funktion bestimmt wird: Zum einen kann es eine einfrierende Wirkung erzeugen, zum anderen durch seine verändernde Funktion, zum Beispiel anhand des sozialen Todes, das Individuum in Bewegung setzen. Es wurde bereits besprochen, dass der soziale Tod jener Prozess ist, in welchem die sozialen und

kulturspezifischen Rollen zerfallen, die unbewussten Werte und Identitätsstützen ins Wanken kommen und damit auch die diesen Verhältnissen angepassten Wahrnehmungen (vgl. 3).

Wenn ein Individuum sich nicht nur rollengemäss verhält, sondern die emotional bedeutsamen Wertvorstellungen, positive und negative Sanktionen, also die Rollenideologie durch Parins „Mechanismus der Identifikation“ verinnerlicht hat, wird diese Rolle entscheidend für das Funktionieren seines Ichs (Erdheim, 1984, S. 25, 205). Dies bedeutet einmal mehr, dass das Problem der gesellschaftlichen Bedeutung des Unbewussten nur unter der Berücksichtigung der bestehenden Herrschaftsstrukturen behandelt werden kann. Denn sobald das Es und das Unbewusste im Kontext der für eine Gesellschaft typischen Herrschaftsstrukturen betrachtet werden, ist erkennbar, dass die einfrierende wie auch die erhitzende Funktion des Unbewussten nicht nur über individuelle Reifungsprozesse gelenkt, sondern auch durch gesellschaftliche Faktoren bestimmt wird. Freud beschreibt, wie das Ich, dessen Funktion von seinen Abwehrmechanismen abhängig ist, sich in unterdrückenden strukturellen Bedingungen wenig entwickeln kann. Die Verteilung gewisser kultureller Abwehrmechanismen ist klassenspezifisch, was bedeutet, dass den Beherrschten bestimmte kulturelle Abwehrmechanismen verwehrt bleiben. Dies führt dazu, dass die Regierten in ihrer psychischen Verletzlichkeit auch einfacher beherrschbar werden (Erdheim, 1984, S. 207). So sprechen zum Beispiel zahlreiche Erhebungen für eine grössere Häufigkeiten der Psychosen in der Unterschicht, während in der Mittelschicht die Neurosen überwiegen (Krappmann, 2010, S.160).

Um sich der Theorie über die klassenspezifischen Abwehrmechanismen einfacher annähern zu können, sollen noch einmal Anna Freuds Ausführungen über die Abwehrmechanismen angesprochen werden: Sie unterscheidet zwischen den Abwehrmechanismen gegen äussere Gefahren und den Abwehrmechanismen gegen den Durchbruch von unerlaubten Trieben. Beim Typ der Verdrängung verzichtet das Individuum darauf, seine Bedürfnisse in die Interaktion einzubringen, und passt sich stattdessen den Erwartungen anderer voll an. Dies zum Beispiel, indem das Individuum versucht, seine Bedürfnisse den herrschenden Normen entsprechend zu verändern (Wendung gegen das Selbst), auf abweichende Bedürfnisse nicht einzugehen (Isolation) oder diese als nicht vorhanden erklärt und damit in besonderer Weise zur Erfüllung der Normen beiträgt (Reaktionsbildung). Der Soziologe Guy E. Swanson stellt diesen Typ von Abwehrmechanismen in einen Zusammenhang mit den sozialstrukturell geprägten Interaktionsbedingungen. Er geht davon aus, dass die Strategien der Verdrängung vor

allem dann benutzt werden, wenn die Einhaltung von relativ rigiden Normen materielle Vorteile oder sozialen Aufstieg verschafft (Swanson, 1961; zitiert nach Krappmann, 2010, S. 158-161).

Beim zweiten Abwehrtyp, der Verleugnung, übergeht das Individuum die Erwartungen der anderen und beharrt auf seinen Bedürfnissen. Krappmann schreibt dazu:

Ebenso wie der Einzelne im Falle von Verdrängung seine Bedürfnisse nur ausschaltet, anstatt sie angesichts der Erwartungen zu überprüfen und teils zu modifizieren, teils auf ihnen zu beharren, so greift hier das Individuum die Normen unmittelbar gar nicht an, um etwa zu ihrer Abänderung oder gar Aufhebung zu gelangen, sondern lässt sie bestehen. Geleugnet wird, dass sie hier und jetzt anzuwenden sind, dass sie bestimmte zu erfüllende Forderungen enthalten oder dass sie dem Fortgang der Interaktion unter den Beteiligten dienlich sind. (Krappmann, 2010, S. 161)

Beim Verleugnungstyp sieht Swanson die sozialstrukturellen Bedingungen während des Interaktionsprozesses in jenen Verhältnissen als gegeben, in denen die Erfüllung von Normen keine besonderen Vorteile bringt. Das Verhalten orientiert sich allein daran, negative Sanktionen zu vermeiden (Swanson, 1961; zitiert nach Krappmann, 2010, S. 158-161).

Diese Verknüpfung von Verdrängen und Verleugnen der Es-Impulse und Umweltsignale, spielt bei der gesellschaftlichen Produktion von Unbewusstheit eine sehr gewichtige Rolle. Die klassenspezifische Verteilung gewisser kultureller Abwehrmechanismen kann auch anhand des Habitus-Begriffs von Pierre Bourdieu dargestellt werden: Er beschreibt den Habitus als kollektive, aber je individuell angeeignete Lebensführungsstrategien, die sich zu Lebensstilen verfestigt haben. Soziale Akteure in vergleichbaren sozialen Milieus verfügen über gemeinsame Habitusformen, was besagt, dass der Habitus auf bedeutende Art mit der Stellung im sozialen Raum verbunden ist (Bourdieu, 2001, S. 25-31).

Der Ethnopschoanalytiker Georges Devereux nennt jenen Teil des gesamten persönlichen Unterbewussten, den ein Individuum gemeinsam mit der Mehrzahl der Mitglieder seiner Kultur besitzt, den ethnischen unbewussten Teil einer Persönlichkeit. Jede Generation wird durch die bestehenden äusseren Strukturen zu gewissen Verdrängungen gezwungen. Dementsprechend zwingt sie die nachfolgenden Generationen dieselben Verdrängungen ebenfalls zu lernen. Dies ist nach Devereux der Grund, weshalb allen Mitgliedern derselben

Institution eine gewisse Anzahl unbewusster Konflikte gemeinsam ist (Deveraux, 1956; zitiert nach Erdheim, 1984, S. 220). Erdheim nennt dieses *ethnische Unbewusstsein* das *gesellschaftliche Unbewusste* und ergänzt Deveraux insoweit, als, wie vorgängig bereits besprochen, nicht nur Phantasien und andere Manifestationen des Psychischen ins Bewusstsein zugelassen oder verdrängt werden müssen, sondern auch Wahrnehmungen der äusseren Realität. Alles, was die Stabilität einer Institution bedroht, muss unbewusst gemacht werden. Das bedeutet, dass alles, was die Stabilität einer Gesellschaft in Gefahr bringen könnte, nicht wirklich zerstört, sondern nur unbewusst gemacht werden kann. Die Ängste sorgen dafür, dass dieses Verdrängte nicht wieder ins Bewusstsein treten kann (Erdheim, 1984, S. 220-221).

F. Identitätskonzept

1. Soziologischer Zugang zu Identität und Interaktion

Nach Lothar Krappmanns Identitätskonzept braucht jeder Mensch Beziehungen, in denen die Erwartungen des anderen übernommen oder auch abgelehnt werden können und in denen es dadurch möglich wird, über die Anerkennung seines Identitätsentwurfs zu verhandeln. Für Krappmann besitzt der Mensch nur in bestimmten Situationen eine Identität und nur unter anderen Menschen, die seine Identität anerkennen.

Wenn Menschen aufeinander treffen, unabhängig davon, ob zufällig oder geplant, haben sie meist keine voll übereinstimmende Vorstellung von der Situation und von dem Verhalten, das von ihnen erwartet wird. Wenn aber ein Prozess kommunikativen Handelns entstehen soll, so ist es wichtig, möglichst rasch festzustellen, wer die Gegenüber sind und welche Erwartungen diese mit der Situation verknüpfen.

In einer Kommunikation, die den Anspruch hat, dass alle Interaktionspartner die Möglichkeit haben sollen, eigene Erwartungen einzubringen, ist davon auszugehen, dass jeder aufgrund seiner persönlichen Biographie und persönlicher Kombinationen von Rollen, die er in anderen Interaktionssystemen besetzt hatte, auch unterschiedliche Situationsdefinitionen in die aktuelle Interaktion mitbringt. Es müssen also im Sinne eines Prozesses bei jeder Interaktion Schritt für Schritt die Erwartungen ausgetauscht und einander angepasst werden. Dabei wird nicht immer eine Einigung möglich sein.

Für Krappmann besteht auch in einer asymmetrischen Beziehung für den Unterprivilegierten die Möglichkeit, seine persönliche Situationsdefinition zu signalisieren. Diese Darstellung geschieht dann jedoch oftmals in einer verkleideten und verzerrten Form. Es kann nicht nur in vollständig herrschaftsfreier Interaktion Identität gewonnen werden, doch besteht für den Unterprivilegierten dabei ein grösseres Risiko, als wenn die Partner gleichberechtigt sind (Krappmann, 2010, S. 32-35). Oftmals werden jedoch in repressiven sozialen Systemen Interaktionen, die bestimmte Bedürfnisse befriedigen könnten, gar nicht erst zugelassen oder uminterpretiert. Wenn ein Interaktionspartner sich in der Position befindet, seine Situationsdefinition dem Gegenüber aufzuzwingen, ist die Voraussetzung für eine kommunikative Gegenseitigkeit nicht mehr gegeben (Krappmann, 2010, S. 63).

Vielleicht können es sich die Beteiligten auch leisten, auf die Interaktion zu verzichten. Wie bereits weiter oben beschrieben, geht Krappmann jedoch grundsätzlich davon aus, dass niemand, der eine Identität aufbauen will, auf jegliche Interaktion verzichten kann (Krappmann, 2010, S. 32-35).

Bis hierhin kann zusammenfassend festgehalten werden, dass zu Beginn einer Interaktion zum einen die Aufmerksamkeit für die Erwartungen des anderen gehört, zugleich aber auch die Darstellung der eigenen Identität. Krappmann beschreibt dies folgenderweise: „Würde das Individuum zunächst nur auf die Erwartungen der anderen achten, fehlte sein eigener Beitrag; würde es sich ohne Rücksicht auf die Erwartungen der anderen präsentieren, so riskierte es eine völlige Fehleinschätzung der Situation“ (Krappmann, 2010, S. 36).

In einer Situation, in der die Übereinstimmung nicht zustande kommt, muss ein Individuum versuchen, den begrenzten Rahmen von Erwartungen, in dem es annimmt voraussichtlich beurteilt zu werden, zu sprengen und sich möglichst genau auf eine andere Art und Weise vorzustellen und auch mitzuteilen, mit welchen Erwartungen und Bedürfnissen es sich an der Interaktion beteiligen möchte. Wichtig ist, dass ein Individuum, solange es die Möglichkeit einer Selbstdarstellung erhält, auch nicht kategorisierbar ist.

Zu einer Interaktion gehört nebst der Darstellung seiner selbst auch das Zuhören und das Einschätzen seines Gegenübers. Dies ist nicht einfach, denn was ein Individuum ist und als was es sich versteht, erschwert ihm, die möglichen Interaktionspartner zu identifizieren. Es unterliegt immer wieder der Gefahr, subjektive Interpretationen, welche die anderen ihrem Auftreten geben, zu übersehen, da es selber bereits eigene Kategorien entwickelt hat, in die es die Interaktionspartner einordnet (Krappmann, 2010, S. 39).

Der Soziologe Erving Goffman führt an diesem Punkt den Begriff des Stigmas ein und lenkt die Aufmerksamkeit auf jene Menschen, die aus dem üblichen Rahmen gesellschaftlicher Erwartungen herausfallen. All die aus dem allgemein anerkannten gesellschaftlichen Rahmen herausgefallenen Personen haben besondere Identitätsprobleme, weil sie jene Eigenschaften nicht abstreifen können, die sie in den Augen anderer, mit denen sie interagieren wollen oder müssen, diskreditieren. Die soziale Umwelt lehnt die Interaktion mit stigmatisierten Personen nicht grundsätzlich ab, sie fühlt sich oftmals gerade aus humanitären Gründen dazu verpflichtet, doch bleibt ihr Verhalten ambivalent. Dies vermutlich darum, weil die auffallende Besonderheit der Stigmatisierten die wenig gesicherte Identität „normaler“ Menschen berühren kann. Man wird daran erinnert, dass das Leben auch ganz anders verlaufen kann. Dieses Bewusstsein wirkt sich auf die „Normalen“ bedrohlich aus, weshalb ihre „gesicherte“ Identität gegen diese Gefahr abgegrenzt werden muss. Folglich wird der Stigmatisierte in der Interaktion am erfolgreichsten sein, wenn er sich bewusst ist, dass die ihm von der Umwelt zugestandene Normalität nur eine Schein-Normalität ist, da sie bloss auf einer bedingten Anerkennung durch die anderen beruht. Der Stigmatisierte ist darauf angewiesen, aus einer „als ob“-Basis heraus zu handeln. Goffman erörtert weiter, dass nicht die Identitätsprobleme des Stigmatisierten krankhaft sind,

sondern die gegen die beschriebene Ambivalenz abgeschirmte Identität des „Normalen“. Weiter geht er davon aus, dass auch unter den „Normalen“ kaum jemand zum Beispiel die soziale Norm für einen „wirklichen“ Mann erfüllen kann, dessen amerikanisches Stereotyp, wie er beschreibt, weiss, verheiratet und protestantisch ist, aus einer Stadt im Norden stammt, eine akademische Ausbildung genossen hat und nun einen interessanten Beruf verfolgt und dabei auch noch attraktiv und sportlich ist. Wer nun diesem Vorbild nicht entspricht, ist in einer ähnlichen Situation wie der Stigmatisierte, denn ihm fehlen die gesellschaftlich erwünschten Eigenschaften. Er besitzt durchaus andere Eigenschaften, aber solche, die als minderwertig angesehen werden (Goffman, 1963; zitiert nach Krappmann, 2010, S. 72-74).

Auch Krappmann geht davon aus, dass die an einer Interaktion Beteiligten nie die erforderlichen Voraussetzungen mitbringen, um jene Erwartungen zu erfüllen, die sie aus der gesellschaftlichen Umwelt übernommen haben, obwohl diese gar nicht ihren individuellen Fähigkeiten und Bedürfnissen entsprochen haben. Aus dieser Sichtweise muss folglich jede Identität problematisch sein, weil diese im Hinblick auf die sozialen Erwartungen prinzipiell unerfüllbar bleibt (Krappmann, 2010, S. 72-74). Krappmann spricht in diesem Zusammenhang von einem vom Individuum erwarteten Balanceakt: „Eine Identität aufzubauen, die scheinbar den sozialen Erwartungen voll entspricht, aber in dem Bewusstsein, in Wahrheit die Erwartungen doch nicht erfüllen zu können“ (Krappmann, 2010, S. 72).

Es wurde beschrieben, dass die Identität des Individuums zum einen aus den Erwartungen der anderen und zum anderen aus der eigenen Antwort des Individuums besteht. George Herbert Mead hat diesen doppelten Aspekt der Identität in seinem Begriff des *Selbst* dargestellt, welches aus einem *me* für die von den anderen übernommenen Einstellungen besteht, aber auch aus einem *I* für die individuelle, kreative Antwort auf die Erwartungen der anderen. Für Mead ist die wichtigste Voraussetzung für dieses *role making* und *role taking*, dass ein System von Symbolen zur Verfügung steht, über deren Bedeutung sich die Teilnehmer ausreichend einig sind¹². Wer man ist, kann immer nur mit Hilfe anerkannter Symbole dargestellt werden und verlangt immer nach der Antwort des Gegenübers. Aus dieser Perspektive kann der Aufbau der Identität, wie eingangs erwähnt, nicht ohne Anerkennung durch den anderen geschehen und somit kann der Aufbau der Identität als ein sozialer Prozess beschrieben werden (Mead, 1934; zitiert nach Krappmann, 2010, S. 39-41).

¹² Vgl. Kap. D zur Mentalisierung und Symbolbildung von Heinemann und Hopf und zum Sprachspiel von Lorenzer.

Goffman stellt fest, dass Menschen, die mit Institutionen in Kontakt kommen, welche ihren Mitgliedern zu rigide Vorstellungen über das aufzubauende Selbst vorschreiben, sich gegen diese Wegnahme ihrer Identitätsausstattung wehren und versuchen, ihr Selbst durch entsprechendes Auftreten zu wahren. Immer wieder werden die Betroffenen versuchen, der Institution etwas von sich selbst vorzuenthalten. Falls nun die Teilnehmenden an einer verständigungsorientierten Interaktion interessiert sind, müssen sie einen Arbeitskonsens herstellen, der als Basis für den weiteren Ablauf der Interaktion dienen kann. Dabei muss dieser Arbeitskonsens zum Ausdruck bringen, dass er sich den sich beständig verändernden Verhältnissen anpassen kann (Goffman, 1961; zitiert nach Krappmann, 2010, S. 41).

In Anlehnung an Mead wurde bereits die besondere Rolle der Sprache bei der Konstruktion und Revision von Identität erwähnt. Es wird von den sich sprachlich verständigenden Individuen verlangt, den situativen Sinngehalt der Worte von Interaktion zu Interaktion neu zu bestimmen. Zugleich aber stellen diese sprachlichen Klassifikationen bloss einen Versuch dar, die Elemente dieses Interaktionsprozesses der Kommunikation zu erschliessen. In bestimmten Übergangsphasen wird es den entfremdeten und wenig integrierten Gruppen nicht mehr möglich sein, sich in ihrer gewohnten Terminologie zu erklären. Sie müssen sich erst neue Interpretationen der Welt erschaffen. Selbst die perfektsten Sozialisationsagenturen können ein Individuum nicht auf alle Interaktionssituationen so weit vorbereiten, dass es immer auf früher erlernte Verhaltensregeln zurückgreifen kann (Krappmann, 2010, S. 41-47).

Zusätzlich ist zu beachten, dass die nur auf die jeweils aktuelle Interaktion bezogene und nur im Rahmen ihrer Erwartungen aufbauende Identität unsicher ist, da sie beständig durch Informationen aus anderen Interaktionsprozessen verneint werden kann, in denen das Individuum sich demgemäss anders, nämlich ausschliesslich auf die dort relevanten Erwartungen eingestellt, zeigt. Dies zeigt auf, dass der Versuch sich ausschliesslich auf den gegenwärtigen Prozess zu beschränken, die Möglichkeiten zum Verständnis vermindern würde, da für alle Beteiligten die Situation mit ihrer persönlichen Biographie und damit auch mit ihren anderen Interaktionsbeziehungen verknüpft ist. Die Biographie kann auf die aktuelle Interaktion unterstützend wirken, wenn sie auf eine förderliche Art integriert werden kann oder eben bewusst nicht integriert wird, um sich damit vor unschönen Zwischenfällen zu schützen. Dabei ist die Biographie nicht nur das Fundament der gegenwärtigen Interaktion, sondern die aktuelle Interaktion ist auch das Fundament der Biographie, von der aus das Individuum die vergangenen Ereignisse beurteilt.

Es mag oftmals einfacher erscheinen, Teile seiner Biographie, nicht wie vorhin beschrieben, bewusst in der Interaktion auszulassen, sondern diese zu verleugnen. Doch mit einem solchen Verhalten besteht die Gefahr, statt Konflikte zu lösen, seine Beteiligung an der Interaktion zu verhindern (Krappmann, 2010, S. 50-51).

Wahrscheinlich gelingt die Bedürfnisbefriedigung jenen Individuen am besten, die nicht zu verdrängen brauchen, dass ihre individuellen Ansprüche weder vollständig interpretierbar noch voll zu befriedigen sind. Diese sind dann auch in der Lage mitzuteilen, dass ihre Anliegen über den Rahmen der gemeinsamen Situationsdefinition hinausreichen.

Meads Vorstellung des *me* zeigt in seiner Funktion, die Handlungen zu kontrollieren, durchaus Ähnlichkeiten mit Freuds Überich. Beide gründen auf der Annahme, dass das Kind die Interpretationen, Bedeutungen und Normen, mit denen seine signifikanten Anderen die Interaktionszusammenhänge betrachten, übernimmt. Im Antriebspotential des Individuums gibt es nun aber immer auch Bedürfnisse, die durch die anerkannten Interpretationen nicht adäquat benannt werden können (Krappmann, 2010, S. 60-61). Welche Kräfte sich förderlich auf den Prozess der Identitätsherstellung auswirken, sollen im folgenden Kapitel dargestellt werden.

2. Identitätsfördernde Faktoren

Es müssen verschiedene gesellschaftliche und individuelle Bedingungen erfüllt sein, wenn das Individuum in der Lage sein soll, seine Ich-Identität so weit zu entwickeln, wie es der erfolgreiche Fortgang des Interaktionsprozesses verlangt. Von gesellschaftlicher Seite her sind flexible Normensysteme nötig, die Raum zu subjektiver Interpretation lassen, sowie der Abbau von Repression. Demgegenüber bedarf es seitens des Individuums zum einen aktiver Fähigkeiten zur Interpretation der Erwartungen anderer, aber auch der eigenen. Eine weitere Voraussetzung ist die Toleranz für unvollständige Bedürfnisbefriedigung und Erwartungsdiskrepanzen.

Anhand der Rollendistanz, der Empathie und der Ambiguitätstoleranz können wichtige identitätsfördernde Kräfte vertiefter beschrieben werden. Damit ein Individuum überhaupt in der Lage ist, sich Normen gegenüber reflektierend, interpretierend und auswählend zu verhalten, benötigt es die Fähigkeit, sich über die Anforderungen von Rollen zu erheben. Goffman bezeichnet dies als die Fähigkeit zur *Rollendistanz*. Nach Goffman nimmt das Individuum Rollendistanz nicht ein, um sich in eine selbst erschaffene psychologische Welt zurückzuziehen. Für ihn wird Rollendistanz in einer Rolle erst durch den Rückgriff auf das Gesamt der anderen Rollen möglich. Dadurch wird ein Weg geschaffen, in einer Rolle

handeln zu können, ohne sich voll an das Schicksal dieser einen Rolle binden zu müssen. Der Beteiligung in einer Rolle kann ein bestimmter Stellenwert im Gesamtbild zugewiesen werden. Die jeweils übernommene Rolle wird durch die anderen Rollen interpretiert, wobei auch diese anderen jeweils neu definiert und in ihrer Relevanz in Bezug auf die neue Rolle überprüft werden müssen (Goffman, 1961; zitiert nach Krappmann, 2010, S.133-137).

Ausser von der Rigidität der Normen und dem Repressionsgrad der Gesellschaft hängt die Fähigkeit, Rollendistanz einzunehmen, auch von der Art ab, in der sich das Individuum Rollennormen angeeignet hat. Ein Gewissen ist dann stark, wenn es dem Individuum erlaubt, sich mit begangenem Unrecht zu konfrontieren, sich dazu zu bekennen und Wiedergutmachung zu versuchen (Sears, 1960; zitiert nach Krappmann, 2010, S.138). Für Krappmann ist es für die Diskussion der Identitätsproblematik wichtig, diesen „humanistischen Gewissenstyp“ einzuführen, der die Normen trotz Internalisierung reflektieren und unter Berücksichtigung der Umstände umgestalten kann. Dies ist eine Bedingung für die Beteiligung des Individuums am Interaktionsprozess: Es soll die Erwartungen der anderen wahrnehmen und mit ihrer Hilfe die eigenen Ideen darstellen, indem es aufzeigt, in welcher Art und Weise es diese Normen aufgrund seiner Biographie und seiner Beteiligung an anderen Interaktionssystemen auffasst (Krappmann, 2010, S. 132-142).

Neben der Rollendistanz ist ein weiterer wichtiger identitätsfördernder Faktor die *Empathie*. Das beschriebene humanistische Gewissen unterscheidet sich vom konventionellen Gewissen vor allem darin, dass es eher erlaubt, Umstände von Handlungen zu prüfen und dabei die Folgen für andere abzuschätzen, auch verbotene Handlungen zu erwägen und sich allgemein nicht akzeptierter Triebimpulse bewusst zu werden¹³. Im Gegensatz dazu verdrängt das konventionelle Gewissen diese Themen und kann folglich ein weites Feld an Handlungsmöglichkeiten gar nicht erst erkennen. Es braucht eine Internalisierung der Normen im Sinne des humanistischen Gewissens, also reflektierend und modifizierend, damit es dem Individuum überhaupt möglich wird, Interaktionssituationen aus verschiedenen Perspektiven heraus erkennen zu können. Um dem Gegenüber empathisch begegnen zu können, scheint die Fähigkeit zur Rollendistanz eine Voraussetzung zu sein. Die Formulierung einer Ich-Identität ist ohne die Fähigkeit, die Erwartungen der anderen zu antizipieren, nicht denkbar (Krappmann, 2010, S. 142-143).

¹³ Siehe auch Kap. C über Robert Mertons Anomiekonzept und seine Typologien über die verschiedenen individuellen Anpassungsmöglichkeiten. Um dem humanistischen Gewissen gerecht zu werden, wird oftmals der Typus der Rebellion gefordert sein.

Rollendistanz und Empathie sind Fähigkeiten, die dem Individuum helfen, widersprüchliche Informationen wahrzunehmen und selber zum Ausdruck zu bringen. Dies stellt aber auch eine Belastung dar, denn es muss sich mit Erwartungen konfrontieren, die den eigenen widersprechen können. Anhand dieser Spannung wenden wir uns dem bereits erwähnten dritten identitätsfördernden Faktor zu, der *Ambiguitätstoleranz*. Alle interagierenden Individuen sind gezwungen, neben der Befriedigung, die ihm eine Interaktion gewährt, ein gewisses Mass an gleichzeitig auftretender Unbefriedigtheit zu ertragen. Ein Individuum, das Ich-Identität behaupten will, muss diese widersprüchlichen Rollenbeteiligungen und widerstrebenden Motivationsstrukturen interpretieren und nebeneinander dulden können. Die Fähigkeit, dies bei sich, aber auch bei anderen auszuhalten, ist die Ambiguitätstoleranz. Sie ist die Folge gelungener Ich-Identität, durch sie wird die Erfahrung vermittelt, auch in sehr widersprüchlichen Situationen die Balance zwischen den verschiedenen Normen und Motiven halten zu können. Die Ambiguitätstoleranz ist umso wichtiger, je weniger repressiv die Rollen sind. Wenn diese nicht mehr aufgezwungen werden und die Art der Verinnerlichung eine Interpretation zulässt, wird jedem Beteiligten vermehrt freigestellt sein, auch abweichende Erwartungen und Bedürfnissen mitzuteilen. Diese Befreiung von rigiden Rollen und Normen kann jedoch nur genutzt werden, wenn das Individuum seine eigene Spontaneität und Verschiedenartigkeit wie auch die der Aktionspartner ertragen kann (Krappmann, 2010, S. 150-155).

Eine Identität, die nicht in den Interaktionsprozess eingeführt wird, ist weder für das Individuum noch für die anderen wirksam. Auch Krappmann geht davon aus, dass die Fähigkeit, sich in seiner Identität wirksam einbringen zu können, bereits in der innerfamiliären Sozialisationssituation angelegt wird. Er nimmt an, dass Familien dann einen fördernden Einfluss auf die Entwicklung der Präsentationsfähigkeit ihrer Kinder ausüben, wenn sie differenziertes Verhalten ihrer Kinder zulassen oder sie gar dazu ermuntern, ihre Bedürfnisse zu äussern, und sie dabei Problemlösung und Anerkennung erfahren lassen (Krappmann, 2010, S. 168-172).

G. Empirischer Teil

Unbewusst gemachte bzw. enteignete Erfahrungen bleiben exkommuniziert und stehen dem Individuum nicht zur Verfügung. Sie blockieren oder verhindern Verständigungsprozesse. Hingegen lässt sich auch die intuitiv erlebte Evidenz, die beim Verstehen wahrgenommen wird, nicht vollends begrifflich ausdrücken. „Wir können nicht anders als metaphorisch über diese vorsprachlichen Prozesse reden“ (Bittner, 2005, S. 30). Das Unbewusste bleibt auch nach der Bearbeitung der Theorien nicht ganz fassbar.

Der Entscheid, eine kleinere empirische Forschung durchzuführen, basiert auf dieser Tatsache. Die gewonnenen Erkenntnisse aus der Bearbeitung der Theorien sollen mit den Sinneseindrücken aus der Praxis verknüpft werden, um ein ganzheitlicheres Verstehen zu ermöglichen.

1. Untersuchungsplan

Unser Interesse galt der Verständigungsorientierung in der konkreten Interaktion zwischen Sozialarbeiter und Klient. Die Einzelfallanalyse eignet sich für diese Art von Untersuchung am besten. Die Fragestellung dazu lautete wie folgt: Sind Mechanismen seitens des Sozialarbeiters erkennbar, durch die Verständigung gefördert oder erschwert wird? Können anhand der Analyse Gründe für diese bewussten oder unbewussten Abwehr- und Anpassungsmechanismen abgeleitet werden? Obwohl der Fall nur einen Ausschnitt der sozialen Realität abbildet, verweisen die in der Interaktion wahrgenommenen Emergenten auf latente Spannungen, die weiter analysiert werden können.

Für diese Untersuchung wurden Sozialarbeitende ausgewählt, die seit mindestens einem halben Jahr als Professionelle tätig sind, da wir von der Annahme ausgingen, dass sich nach einem halben Jahr bereits ein professioneller Habitus gebildet hat. Auf das Arbeitsfeld und die Institution wurde nicht speziell geachtet, da Verständigungsorientierung in der sozialarbeiterischen Beratungsarbeit grundsätzlich zentral ist bzw. sein sollte. Wir haben Sozialarbeitende angefragt, die wir bereits kennen, mit denen wir aber nicht näher befreundet sind, um die nötige Distanz bei der Analyse bewahren zu können. Weiter wählten wir nur Sozialarbeitende aus, von denen wir ein positives Bild hatten, d. h. die wir als engagiert und zufrieden wahrgenommen haben. Das Bild des klagenden Sozialarbeiters sollte bewusst nicht verfestigt werden. Kriterien an den zu befragenden Klienten hatten wir keine, da der Fokus auf den Sozialarbeiter gerichtet war. Wir legten den angefragten Sozialarbeitenden jedoch nahe, einen Klienten auszuwählen, mit dem die Zusammenarbeit als eher schwierig erlebt wird. In solchen Gesprächen müssen Geltungsansprüche erfahrungsgemäss stärker ausgehandelt werden. Die Verständigungsorientierung zeigt sich dabei am deutlichsten.

Wir entschieden uns, je ein Beratungsgespräch mit einem Klienten als Beobachtende mitzuverfolgen. Im Anschluss an das Beratungsgespräch wurde ein narratives Interview mit dem betreffenden Sozialarbeiter geplant, wozu wir eine Einstiegsfrage und eine weiterführende Frage formulierten: Welches war das ursprüngliche Interesse, Sozialarbeit zu studieren und wie wurde der Verlauf des vorangehenden Beratungsgesprächs erlebt? Das narrative Interview fand gleich anschliessend an das Beratungsgespräch statt, damit auf diese Weise Eindrücke kognitiv und emotional noch unverfälscht nachklingen konnten. Auf beiden Seiten bestand keine Möglichkeit, sich auf das Interview vorzubereiten oder das Geschehene zurechtzurücken. Die Form des narrativen Interviews wurde gewählt, um im Fluss des Erzählens Emergenten wahrnehmen und anschliessend darauf eingehen zu können. Alle Gespräche wurden auf Tonband fixiert und anschliessend für die Analyse transkribiert. Als Analyseverfahren wählten wir das Verfahren von Christian Vogel, das im Kap. A bereits kurz angesprochen wurde und nachfolgend erläutert wird.

2. Analyseverfahren

Der zu analysierende Fall ist nach Christian Vogel „als eine chiffrierte Information zu verstehen, die es in der Analyse zu dechiffrieren gilt“ (2008, S. 382). Das Material des Falles besteht aus der Transkription und den aufgezeichneten Beobachtungen des Interviewers. Den Ausgangspunkt der Analyse bilden die *Emergenten* im Material. Bei diesen Stellen wird der Verstehensfluss unterbrochen und vom Analysierenden bewusst wahrgenommen.

Emergenten können ganz unterschiedlicher Art sein. So kann beispielsweise eine bestimmte Passage in der Fallbeschreibung stutzig machen, Widerspruch auslösen oder auch einen (für diesen Leser) auffälligen Widerspruch enthalten. Es können Auslassungen sein, Unstimmigkeiten oder umgekehrt eine auffällige Genauigkeit, ein unerwartetes Detail. Auch Gefühle wie Ärger oder Mitleid, Sympathie oder Ablehnung, Heiterkeit etc. können zu Emergenten werden. (Vogel, 2008, S. 382)

Indem der Analysierende bewusst wahrnimmt, nimmt er Distanz zum Wahrgenommenen. Vogel spricht hier von *Interpunktionen*. „Es sind Zeichensetzungen, die eine Grenze ziehen und zugleich eine Beziehung herstellen“ (Vogel, 2008, S. 383). In der Analyse lassen sich daher immer zwei Kontexte unterscheiden: Der Fall wird zum *Fallkontext*, der Analysierende selbst und dessen Theorien, die er zur Analyse bezieht, gehören dem *Kontext des Falles* an. Emergenten haben stets eine Entsprechung in beiden Kontexten und es können drei Typen von Interpunktionen unterschieden werden: theoretische,

praktische und expressive Interpunktionen (vgl. Kap. A). Um Fehlinterpretationen vorzubeugen, müssen die theoretischen Implikationen im Kontext des Falles, d. h. die Theorien des Analysierenden, rationalisiert werden.

Die Emergenten zeigen auf, wo Inkonsistenzen bestehen. Manchmal fehlen dem Analysierenden die Informationen, um den Fall in seiner Ganzheit verstehen zu können. Oft verweisen Emergenten aber auf eine oder mehrere Grundspannungen hin, d. h. auf Erfahrungen, die dem Gegenüber bewusst oder unbewusst verschwiegen werden und somit eine Verständigung verhindern. Emergenten können auf dieselbe Grundspannung hinweisen, je nach Komplexität des Falles können auch mehrere Grundspannungen identifiziert werden (Vogel, 2008, S. 391-392).

3. Beobachtungen und Erfahrungen

3.1 Kontaktaufnahme

Während der Suche nach gewillten Analysanden waren wir uns bewusst, dass es für den betroffenen Sozialarbeiter ein gewisses Mass an Mut und Interesse an der Reflexion über die eigene Professionalität erfordert, sich auf unser Vorhaben einzulassen. Die angefragten Sozialarbeiter wurden nur soweit informiert, dass anhand eines Beratungsgespräches und eines nachfolgenden Interviews die Interaktion zwischen Klient und Sozialarbeiter untersucht würde. Es überraschte uns nicht, dass sich die Suche nach gewillten Sozialarbeitern nicht allzu einfach gestaltete. Die meisten Absagen erfolgten sehr spontan und dies jeweils mit der vorgängig nicht abgeklärten Begründung, die Klienten bzw. die Institution wären nicht einverstanden. Ein weiterer Grund für Absagen war der Arbeitsdruck und mangelnde Zeit. Zwei Personen erklärten sich interessiert und einverstanden, liessen aber danach keinen weiteren Kontakt mehr zustande kommen. Schliesslich haben sich zwei Sozialarbeiter bereit erklärt, ein Mann und eine Frau mit langjähriger Berufserfahrung. Ihre Bereitschaft gründete auf dem Interesse an unserer Analyse, der gemeinsamen Besprechung und daran, ihre Professionalität reflektieren zu können.

Für die Analyse wurden beide Gespräche aufgenommen und transkribiert. Entgegen unseren Erwartungen erwies sich der Gesprächsinhalt als so ergiebig, dass auf die Analyse des zweiten Gesprächs verzichtet wurde.

3.2 Eindrücke aus dem Beratungsgespräch und Interview

Das für diese Arbeit gewählte Gespräch fand auf dem Sozialdienst einer Kirchgemeinde statt. Im hellen und neutral eingerichteten Büro des Sozialarbeiters erinnerte nichts daran, sich in einer Kirchgemeinde zu befinden. Nebst vielseitiger Fachliteratur war das Büro

dezent mit Fotos, Postkarten und Pflanzen geschmückt. Für das Gespräch setzten wir uns nicht an den Bürotisch, sondern um einen runden Tisch mitten im Raum.

Während das Beratungsgespräch erst etwas verhalten begonnen hat, hatte ich [ps] schon bald den Eindruck, dass sich meine Anwesenheit sicherlich etwas, aber nicht mehr allzu störend auswirkte. Während und auch nach dem Gespräch war ich ehrlich berührt ob der tragischen Geschichte des Klienten, aber auch von der Gesprächsführung des Sozialarbeiters. Als einen ersten, unreflektierten Eindruck der Interaktion nahm ich mit, dass der Sozialarbeiter über die gesamte Zeitspanne hinweg dem Klienten sehr wertschätzend und wohlwollend begegnet ist und einen empathischen Zugang herstellen konnte. Ich nahm seine Bemühungen wahr, die Bedürfnisse des Klienten, gerade auch die unausgesprochenen, zu bemerken und miteinzubeziehen.

Seitens des Klienten nahm ich den Eindruck einer Erleichterung mit, die Erleichterung jemanden gefunden zu haben, der ihm hilft seine finanzielle Situation zu organisieren. Aber ich nahm auch ein noch zögerliches, aber wachsendes Vertrauen wahr, dass genau jener Sozialarbeiter derjenige sein könnte, dem er seine Ängste anvertrauen würde. Auch sind mir die verzerrten Bemühungen des Klienten aufgefallen, irgendwie dem Sozialarbeiter seine Dankbarkeit ausdrücken zu wollen.

Um noch Unterlagen zu kopieren, haben nach dem Gespräch Sozialarbeiter und Klient gemeinsam das Büro verlassen. Anhand des beobachteten Gespräches war mir klar, dass der Klient meine Abwesenheit dazu nutzen wird, endlich die verdrückten Tränen zu weinen, dem war dann auch so. Während ich auf den Sozialarbeiter wartete, begann ich das geplante Interview nach diesem langen und intensiven Beratungsgespräch als anmassend und als zu viel zu empfinden. Meine eigene Aufmerksamkeit jedenfalls war bereits etwas erschöpft und ich fühlte mich besetzt von der Lebensgeschichte dieses Klienten. Ich begann mich selber, ohne dass mir der Sozialarbeiter Anlass dazu gegeben hätte, als eine Zumutung wahrzunehmen. So wurde schliesslich auf Grund meiner eigenen Unruhe aus dem geplanten narrativen Interview nur ein kurzes Gespräch, nichtsdestoweniger mit für die Analyse spannenden Informationen.

3.3 Erfahrungen während der Analyse

Geprägt durch diese Eindrücke wagten wir uns schliesslich an die Analyse. Es dauerte nicht lange, machten sich auch bei uns Spannungen bemerkbar: Welche Position muss eingenommen werden, um Unbewusstes analytisch erfassen zu können? Unser Gutachter Christian Vogel machte uns darauf aufmerksam, dass für eine sorgfältige Analyse erst eine neutrale Distanz zum Analysanden gefunden werden muss. Erdheims Bemerkung zur ethnologischen Feldforschung scheint auch zu unserer Auseinandersetzung zu passen:

Empathie, das Erkennen des Selbst ... im Anderen, ist ein unentbehrliches Mittel der Beobachtung, ohne das weite Bereiche des menschlichen Lebens, einschliesslich des menschlichen Verhaltens im sozialen Umfeld, unverständlich bleiben.... Empathie wird dem Ethnologen erst dann zum Problem, wenn er seine Erfahrungen auf die Ebene der Theorie bringen will. Es ist so, wie wenn die theoretische Arbeit darin bestünde, das, was empathisch begriffen wurde, wieder zum Verschwinden zu bringen. (Erdheim, 1984, S. 11)

Während wir versuchten, Hypothesen zu den Emergenten zu bilden, erlebten wir immer wieder Blockaden. Diese Spannungen zeigten sich, als sich bei der Analyse das mit Evidenz verbundene Sinnverstehen nicht mehr einstellte. Es fehlte an Hintergrundwissen zum Beratungsverlauf, aber auch an nicht-sprachlichen Hinweisen wie Mimik und Gestik, was ein ganzheitliches Verständnis verunmöglichte. Dabei wurden wir uns der Gratwanderung zwischen Analyse und subjektiver Interpretation bewusst.

Aufgrund der Auseinandersetzung mit den Theorien und der Analyse ist es für uns nicht mehr möglich, die Interaktion anderer zu untersuchen, ohne dabei analysierend auf unser eigenes Handeln zurückgeworfen zu werden. Entgegen unserer Planung entschieden wir uns schliesslich für ein weiteres Gespräch mit dem Sozialarbeiter, dies im Sinne der Verständigungsorientierung. Damit konnten unsere Hypothesen dem Sozialarbeiter aufgezeigt werden und im Gegenzug bekamen wir seine Darstellung zu hören. Nachfolgend an die Analyse werden seine Aussagen kommentarlos wiedergegeben. Die Analyse der Emergenten wurde nachträglich nicht mehr verändert. Für die Analyse der Grundspannungen erhielten wir jedoch wichtige Informationen, die uns vorher fehlten, um den Fall ganzheitlicher betrachten zu können.

4. Analyse

4.1 Analyse der Emergenten

Das transkribierte Interview wird nachfolgend kursiv und mit linkem Einzug wiedergegeben. SA ist die Abkürzung für Sozialarbeiter, K für den Klienten. Die unterstrichenen Wörter sind Emergenten, die beim Lesen aufgetaucht sind. Weiter sind uns Klärungsversuche des Sozialarbeitenden aufgefallen, diese wurden fett gedruckt.

Wir haben uns auf die prägnantesten Emergenten konzentriert und jeweils nachfolgend unsere Überlegungen dazu diskutiert. Diese werden nummeriert, um bei der Spannungsanalyse auf sie verweisen zu können.

SA: Ich habe mir einige Sachen für heute aufgeschrieben. Ich habe mir gedacht, dass Sie vielleicht auch noch weitere Punkte ansprechen möchten. Ja, da wären halt die Finanzen, dann auch, wie es Ihnen ergangen ist, aber auch, was bei mir gelaufen ist. Dann würde ich heute gerne zurückschauen auf unsere gemeinsamen Gespräche. Das erste Gespräch liegt ja nun bereits etliche Zeit zurück.

1. halt: Der SA bewertet die Finanzen negativ.

K: Ja, das ist wahr. Mir erscheint es aber als kurze Zeit.

SA: Ja, mir auch (...). Ja, dann wegen Ihrem Anwalt, da hat sich auch etwas ergeben. Aber im guten Sinne, wegen den Finanzen, diesbezüglich heute auch das Thema Stiftungen. Es ist da einiges an Geld zusammengekommen, jetzt müssen wir gemeinsam schauen, wie dieses Geld am besten eingesetzt wird.

2. Zeit: Der Klient nimmt Zeit anders wahr als der SA. Die Differenz wird vom SA nivelliert.
3. Es ist da einiges an Geld: Wer das Geld organisiert hat und wie viel es ist, wird verschwiegen.
4. müssen wir gemeinsam: Das Geld steht dem SA zur Verfügung, was mit „gemeinsam“ unbewusst gemacht wird.

K: Mhm.

5. Der Klient zeigt keine Reaktion auf das zusammengekommene Geld.

SA: Ich meine dies im Zusammenhang mit der körperlichen Massage.

6. Der vom SA gestellte Zusammenhang zwischen Geld und Massage ist unklar.

K: Ah, Sie meinen, wie dies für mich war?

7. Der Klient ist erstaunt über den Themenwechsel.

SA: Ja, wie es Ihnen dabei erging. Ihre Partnerin hat mir bereits erzählt, dass es für Sie keine befriedigende Erfahrung war. Aber vielleicht gibt es Alternativen? Dies wollte ich heute auch mit Ihnen besprechen.

K: Mhm.

SA: Ich kann Ihnen einfach meine Sicht erklären. Vielleicht ist es für Sie halt ganz anders.

8. meine Sicht: Die Sicht des SA über körperliche Massagen soll geklärt werden.
9. halt: Der Klient mag eine andere Sicht haben, danach wird jedoch nicht gefragt.

K: Ja (..), ja (..), tja, wo beginnen wir? (lacht)

SA: Ich möchte vorab noch von Ihnen wissen, **was für Sie wichtig wäre** heute zu besprechen?

K: Ja, da sind halt die Rechnungen. Meine Schwester hat mir bereits eine weitere Heizkostenabrechnung gegeben. Ich verstehe es nicht ganz, ist das eine Neue oder die Selbe? (..) Ich muss halt die Bank etwas herausfordern. Sie gehen ein Minus von 500 bis 600 Franken ein (..), ja, Rechnungen müssen halt auch bezahlt sein.

10. halt: Der Klient will über Rechnungen sprechen. Die Thematisierung wird negativ bewertet.
11. Bank etwas herausfordern (Klischee): Der Klient sucht nach einer Möglichkeit, die Rechnungen zu bezahlen.
12. halt: Der Klient bewertet die Bezahlung der Rechnungen negativ, sieht aber keine Alternative.

SA: Ja.

13. Der SA geht nicht auf die konkrete Frage bzgl. Heizkostenabrechnung ein.

K: Ja, dann bekam ich Post von der IV (...) (räuspern) (...).

SA: Ja?

K: (..) (räuspern) (..) Entschuldigung.

SA: Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Es gibt keinen Grund dazu.

14. Häufige Pausen und Räuspern: Gibt es einen Grund für die Pausen und das Räuspern?
15. keinen Grund: Der SA bestimmt, dass es keinen Grund zur Entschuldigung gibt.

K: Ja (..), denselben Bericht bekam auch mein Anwalt (husten) (..).

SA: Ja?

K: Er hat mich sofort angerufen. Ich musste zu ihm. Wollen Sie den Brief lesen?

SA: Ja, gerne (liest) (...). Eine sehr ausführliche Begründung.

K: Ja, aber eine Provisorische.

SA: Mhm, (liest) tja, (...) **wie ist das für Sie**, wenn Sie das lesen?

K: (räuspern) (..) Ich habe es mit dem Anwalt besprochen. Dieser hat mir alles ausgerechnet und mir gesagt, ich werde etwa 2100.- Franken erhalten.

SA: Mhm.

K: Äh, ich denke, die Fürsorge muss sofort eingeschaltet werden.

16. Die Einschaltung der Fürsorge ist für den Klienten ein dringliches Anliegen.

SA: Mhm (..).

K: Aber zumindest tun die etwas. Die sind ja auch nicht dumm. Bestimmt werden die mir noch Nachzahlungen leisten.

SA: Das konnte ich in diesem Brief nirgends lesen. Hat dies der Anwalt **so interpretiert?**

K: Ja, und ich auch.

SA: Sie auch, ja, mhm.

K: Aber bestimmt würde dies dann auch das RAV und die Fürsorge interessieren.

SA: Ja.

K: Und das löst sich dann alles ab.

17. Für den Klienten ist unklar, welche Behörde ihm wie viel bezahlen wird.

SA: Also wenn ich Sie richtig verstehe, denken Sie, dass dieses Geld dann genutzt würde, um zum Beispiel die Alimente rückwirkend zu bezahlen?

18. Es ist unklar, worauf sich der SA bezieht.

K: Ja, einfach Schulden begleichen.

SA: **Wie ist das für Sie?**

K: Tja, am liebsten würde ich dieses Geld verstecken. Es wird nicht viel sein.

SA: Mhm (...).

K: (...) So gerne würde ich einfach mal 2000.- Franken auf dem Konto haben (..). Meine Tochter heiratet (..). Ja mal schauen (..). Der Anwalt will noch keine Einsprache machen. Es sei ja erst ein Provisorium.

SA: Ja.

19. Geld: Der Klient äussert den Wunsch, über eigenes Geld verfügen zu können. Der SA geht nicht darauf ein.

K: Da tut sich offenbar etwas, dies zeigt auch der Brief, den ich gestern erhalten habe.

SA: (liest) Ja, darf ich den kopieren?

K: Sicher. Das RAV wollte ihn auch kopieren. Aber denen habe ich dies nicht erlaubt.

SA: (*schaut A. lange an*) (...). Ja, es kommt doch gut. So wie ich das interpretiere, hat das RAV diesen Brief auch bekommen. Jetzt geht es darum, das Budget zu berechnen. Vielleicht brauchen Sie vom Sozialdienst eine Teilunterstützung.

20. nicht erlaubt: Welche Erfahrungen hat der Klient mit dem RAV gemacht?

21. doch gut: Nach den Erfahrungen mit dem RAV wird nicht gefragt. Worauf bezieht sich der SA?

K: Ja, sofort müssen die eingeschalten werden.

22. Der Klient wiederholt die dringende Einschaltung des Sozialdienstes.

SA: Vielleicht ist dies nun etwas **hart für Sie**? Sie haben sich so lange auf diesen Bescheid gefreut, wenn ich dies mal so sagen darf, und nun bekommen Sie wieder nur 2100.-.

K: Ja, Sie haben Recht. Aber ich habe nie mit dem früheren Lohn gerechnet. Das war über 7000.-.

23. Der Klient verweist mit dem Lohn auf seinen früheren sozialen Status.

SA: Vielleicht müssen wir doch noch mal mit Ihrem Anwalt schauen. Sie haben sehr hohe Gesundheitskosten. Diese muss einfach irgendjemand übernehmen. Wir müssen auch beim Sozialdienst schauen. Der Sozialdienst rechnet sehr hart. Sie haben Ihre Partnerin in das Budget mit einberechnet, darum haben Sie nichts erhalten. Ich habe ja bereits einmal mit dem Sozialdienst telefoniert und erklärt, dass Sie sehr häufig in das Inselspital reisen müssen und schon nur dadurch hohe Reisekosten haben, die Ihr Budget sprengen. Wissen Sie, was ich meine?

24. Der SA nimmt nicht Bezug auf den sozialen Abstieg, sondern fokussiert auf die hohen Kosten.

K: Ja, ja, die haben halt einfach ihre Linie.

25. Der Klient zeigt sich resigniert über die fehlenden finanziellen Möglichkeiten.

SA: Mhm, schon. Wir können es trotzdem versuchen. Mit dem Gesetz, dem Jurist.

26. Der SA schweigt über das konkrete Vorgehen.

K: Ja, noch etwas anderes. Meine Partnerin war katholisch, ist dann aber aus der Kirche ausgetreten. Jetzt wo sie mitbekommen hat, wie das hier abläuft mit RAV und Fürsorge und IV und (..) und plötzlich hier bei Ihnen gibt es Unterstützung. Sie konnte das fast nicht glauben. Sie will nun wieder der Kirche beitreten, aus Dankbarkeit. Ich soll Sie fragen, wie sie dies machen kann? (lacht)

27. Der Klient zeigt Dankbarkeit für die Unterstützung des SA.

SA: (...) Mhm (..) (schmunzelt) (..) ja, also, schön.

K: Ja, ich habe ihr gesagt, ich wisse zum Teufel nicht, (..) oh, Entschuldigung, ich meinte, ich wisse auch nicht, wie das geht.

SA: (lacht) (...) Ja, vielleicht ist es noch wichtig zu trennen, dass ich hier zwar auf einem kirchlichen Sozialdienst arbeite, aber für mich als Sozialarbeiter steht der Mensch im Mittelpunkt. Als Ihre Frau noch katholisch war, hätte sie trotzdem auch Zutritt zu mir, hier in der reformierten Kirche gehabt. Nun gibt es immer häufiger Stimmen, die wollen, dass nur noch reformierte Menschen zu mir kommen dürfen. Dies ist meiner Meinung nach zumindest zu hinterfragen. Ich meine, es wäre einfach schade, wenn es so kommen würde.

28. Der SA geht nicht auf die Geste ein, sondern stellt seine Sicht des Auftrags in den Vordergrund.

K: (...) Das verstehe ich nicht.

SA: Einfach alle Menschen, egal welche Religion, können in Not sein und sollen das Recht auf Unterstützung bekommen.

K: Sie hat einfach gemeint, Ihre Hilfe hat ihr Eindruck gemacht und darum überlegt sie sich, in die Kirche einzutreten. Soll ich besser den Pfarrer fragen?

SA: Ja, tun Sie das. Ich könnte es Ihnen jetzt schon erklären, aber wissen Sie, ich denke, dieser würde Ihre Frau sehr gerne beraten. Er hat wöchentlich im Schnitt 35 Kirchenaustritte und sozusagen nie einen Eintritt. Wenn es einmal einen Eintritt gibt, dann interessanterweise bei den Katholiken. Wirklich ein spannendes Phänomen (...). Doch, fragen Sie den Pfarrer (...). Ist gut?

K: (...) Ja.

29. Der SA und Klient sprechen nicht vom Selben.

SA: Also dann wegen dem Anwalt. Ich habe den Stiftungen erklärt, wie wichtig dieser Anwalt für Sie ist. Ich habe gesagt, dass er sich wirklich für Sie einsetzt. Es geht ihm um Ihre gesamte Situation, man könnte fast gar sagen, die IV Geschichte ist für ihn im Gesamten gesehen nur ein Nebengeleise.

30. Der SA untergräbt die Bedeutung des Anspruches auf IV für den Klienten.

K: Ja, ja.

SA: Also um es kurz zu fassen, aus diesem Grunde hat die Stiftung sich entschlossen, Ihre beiden Anwaltsrechnungen zu bezahlen.

31. Der SA schweigt darüber, wie es genau abgelaufen ist. Ist dies im Sinne des Klienten?

K: (..)

32. Der Klient zeigt keine Reaktion darauf.

SA: Auf diese Art habe ich mich für Sie eingesetzt. Weil sie wollten erst, dass Sie sich einen unentgeltlichen Anwalt nehmen, aber ich habe ihnen erklärt, wie wichtig für Sie genau Ihr Anwalt ist.

33. Der SA freut sich über seinen Erfolg, kann dies aber nur in klischerter Form ausdrücken.

K: Ja, er weiss wie ein Arzt alles über mich. Er versucht alles.

SA: Können Sie ihm sagen, dass das Geld kommt, aber es noch etwas dauert, bis die Stiftung bezahlt hat?

K: Ja, ja also ja, (..) ich denke schon.

34. Der Klient zögert, passt sich schliesslich der Aufforderung des SA an.

SA: Gut, dann habe ich noch eine Stiftung angeschrieben bezüglich Ihrer Gesundheitskosten. Darüber haben wir ja bereits letztes Mal gesprochen.

K: Mhm.

SA: Vielleicht können wir dann fürs Erste von diesem Geld etwas für das Hochzeitsgeschenk für Ihre Tochter abzweigen?

35. Hinsichtlich der Verwendung des Stiftungsgeldes bestehen offenbar Spielräume.

K: (..) Ja,(..) ja, (...) ich habe mit meiner Tochter über das Geschenk gesprochen. Sie wäre froh um eine finanzielle Unterstützung (...), ja (...).

SA: Ja, das wäre jetzt möglich mit diesem Stiftungsgeld. Wollen Sie das?

K: Ja, ich würde es ihr in einem schönen Brief in bar geben.

SA: Es reicht für Fr. 500.-, dann könnten Sie immer noch die offenen Selbstbehalte der Krankenkasse mit dem Stiftungsgeld bezahlen. Sie haben Ihnen 1500.- zugesagt.

36. Der SA schweigt über die Spielräume und legt die genaue Nutzung der Gelder fest.

K: Ja, das wäre viel.

SA: Das wäre viel?

K: Ja, nicht zu viel, aber es wäre viel.

SA: Sind Sie **so einverstanden**?

K: Ja, das wäre super!

SA: Und sonst, wie ist es Ihnen seit unserem letzten Gespräch gesundheitlich ergangen?

K: Etwa noch dasselbe. (..) Was mir etwas Angst macht (..), aber ich gehe es nicht sagen (..), ich muss jeden Morgen viel (räuspern) (...) Husten, Erbrechen, so dass Blut kommt (...) und (...) ich warte ab (...). (Tränen) (...) Ich habe anderes zu tun, dass dringender ist, die Zeit reicht nicht für alles (...).

37. Der Klient hat Angst. Wovor genau?

38. Der Klient geht trotz körperlichen Beschwerden nicht zum Arzt. Warum?

39. Was gibt es Dringenderes zu tun? Wozu reicht die Zeit nicht?

SA: Das heisst, der Arzt weiss es noch nicht?

K: (...) Genau.

SA: Vielleicht, ich will Sie nicht beeinflussen, aber ich könnte mir vorstellen, weil Ihr Arzt ja wirklich jemand sehr einfühlsames ist, dass

40. Der SA nimmt auf die Ängste des Klienten nicht explizit Bezug, sondern verweist auf den Arzt.

K: Ja, das ist er.

SA: Sie erleben Ihn **auch so**?

K: Ja.

SA: Es könnte sinnvoll sein, dass Sie jetzt am Anfang, wo Sie noch nicht so lange Blut erbrechen, dass Sie es bald ihm sagen.

K: (...) Ja, also wenn es anhalten wird. Jetzt heute war noch nichts, manchmal morgens (...), gestern Nachmittag, ein Schwall (...) (Tränen). Dann muss ich es schon sagen, (...) vielleicht ist es nur ein Medikament, das mir nicht gut tut, (...) weil mein Hals ist wund, ich kann keine mehr über den Mund einnehmen (...). Es ist ja auch, weil ich will niemandem Angst machen.

41. Wem will der Klient keine Angst machen?

SA: Genau, aber vielleicht könnte der Arzt auch Ihnen die Angst nehmen?

42. Aufgrund der erneuten Verweisung auf den Arzt wird dem Klienten die Möglichkeit genommen, über seine Angst zu sprechen.

K: (...) (Tränen) Nein, ich kann es gut wegstecken.

43. Der Klient versucht, die Angst zu verdrängen, obwohl sie ihn sichtlich belastet.

SA: Ja?

K: (...) Ja (...).

SA: Wissen Sie, ich bin kein Arzt, aber wenn Sie Blut erbrechen, dann würde ich nicht zuwarten. Ich kann mir vorstellen, eine Untersuchung bringt etwas **Klarheit** und Sie müssen die Angst vielleicht **weniger wegstecken**.

K: (...) Ja (...), ich kann immer noch dem Arzt sagen. Ich lasse mir im Augenblick nicht (...) durch dieses Rohr (...) (räuspern) (...).

44. Der Klient liefert Hinweise, weshalb er nicht zum Arzt gehen will. Sie bleiben aber klischiert.

SA: Genau, der Entscheid liegt bei Ihnen.

45. Der SA unterstellt dem Klienten Entscheidungsfähigkeit, diese ist aufgrund der Verdrängung hier nicht gegeben.

K: Ich habe sowieso in zwei Wochen einen Termin. Dann kann ich einschätzen, wie viel (..), wie fleissig (..), nein (Tränen).

46. Es zeigen sich Zweifel, ob noch zwei Wochen gewartet werden kann.

SA: Mhm, (...) dann waren Sie doch bei der Frau Z.

47. Der SA nimmt auf die Zweifel nicht Bezug und leitet über auf Frau Z (Körpertherapie).

K: Ah ja, sie ist sehr nett. Ich habe mich wohl gefühlt (...). War dort ohne Vorurteil, konnte rasch ja sagen, (...) aber, ich habe auch nicht erwartet, (lacht) dass es irgendwie, ja irgendwie hat es mich nicht überzeugt, gar nicht. Konnte nichts spüren.

48. Ah: Der Klient ist erstaunt über den Themenwechsel.

49. lacht (Klischee): Der Klient ist von der Therapie nicht überzeugt. Die Gründe dazu bleiben verschwiegen.

SA: Überhaupt nichts?

K: Gar nichts.

SA: Ihre Frau hat mir erzählt, dass Sie nicht mehr dorthin gehen wollen?

K: Nein.

SA: Könnten Sie sich dann vorstellen, weil ich habe mir erlaubt mit einem Psychologen zu sprechen, der einige Erfahrung besitzt mit krebserkrankten Menschen. Er hat gesagt, dass Körpertherapien wichtige Hilfen sein können, um besser im Gleichgewicht zu bleiben. Weil Krebs, wie Sie mir selber gesagt haben, kann auch viel mit alten Geschichten zu tun haben. Aus dem heraus habe ich mir überlegt, dass es gut sein könnte, jemand anderes zu suchen, einen Therapeuten der mehr Hintergrundwissen mit Krebserkrankten hat (...).

50. erlaubt: Hat sich hier der SA den Auftrag, alternative Therapien zu suchen, selber erteilt?

51. Sicht des Klienten: Der SA bringt seine Sichtweise über mögliche Ursachen der Krebserkrankung ein. Mit dem Bezugnehmen auf ein früheres Gespräch nivelliert er die Möglichkeit, dass der Klient eine andere Sichtweise darüber haben könnte.

K: Also es ist so, (..) jedes Gespräch, ob mit Hausarzt, (..) oder mit Ihnen, (..) tut mir gut. (...) Darum kann ich sagen, ich bin nicht abgeneigt. Aber es ist kein Strohalm für mich (..).

52. Der Klient zeigt ein Bedürfnis nach Halt.

SA: Ja (..), weil ich habe Ihnen bereits letztes Mal gesagt, dass ich noch eine weitere Stiftung angeschrieben habe. Nun wurde Ihnen das Geld für eine alternative Therapie zugesichert. Ich würde Ihnen nun vorschlagen, bald möglichst nach einem geeigneten Therapeuten zu suchen.

53. Auf was bezieht sich der SA? Hat sich der SA den Auftrag dazu selber gegeben?

K: Ja, das wäre nett.

54. Der Klient scheint wenig überzeugt vom Vorschlag, verweigert ihn jedoch nicht.

SA: Also, ich werde mich bei Ihnen melden, sobald ich mehr weiss. Und was ich mir auch noch überlegt habe, vielleicht interessiert es Sie weniger, aber ich möchte Sie trotzdem fragen, wie es den für Sie bei dieser Therapeutin wirklich war. War es für Sie komisch, wenn da jemand einem die Hände auflegt und von Energieströmen spricht? Kam Ihnen das denn eher wie Hokuspokus vor?

55. interessiert es Sie weniger: Der SA orientiert sich nicht am Interesse des Klienten.

56. wirklich: Der SA stellt die vorherigen Aussagen des Klienten über die Körpertherapie in Frage.

57. Hokuspokus (Klischee): Damit wird die Erfahrung des Klienten abgewertet.

K: (..) Mhm, nein überhaupt nicht. Ich habe einfach nichts gespürt. Sie hat mich auch gefragt, ob ich nicht eine Wärme oder so spüre. Dann habe ich ihr gesagt, ja die Wärme von ihrer Hand, mehr nicht.

SA: Vielleicht würde es ja auch mehrere Sitzungen benötigen, bis etwas zu spüren ist?

K: Es gibt doch da diese Progressive Entspannungstherapie. Die finde ich genial. Da kann ich mich wirklich etwas gehen lassen. Habe das Gefühl, es tut mir gut. Natürlich wird es mich nicht heilen, aber es tut gut.

SA: Das ist gut zu wissen. So kann ich mich gezielter umschauchen, was es für Möglichkeiten gibt.

K: Ja, es zeigt Ihnen doch auch, dass ich nicht einfach abgeneigt bin.

58. Der Klient versucht, sich den Vorstellungen des SA anzupassen.

SA: Genau, ist doch gut. Ich werde mich melden. Was auch noch Sinn machen würde, da Sie mir sagen, dass die Gespräche Ihnen gut tun. Bei mir ist halt immer dieses rechtliche und finanzielle Thema, dann wären noch der Hausarzt und der Psychiater. Haben Sie noch einen Psychiater?

59. Der Auftrag des SA wird eingegrenzt und zugleich abgewertet.

K: Ja, ich war bei meinem Früheren. Er hat gesagt, solange ich noch Alkohol trinke, habe es keinen Sinn, irgendeine Tablette zu geben. Die nütze dann kaum mehr und könne Nebenwirkungen haben.

*SA: Was hat dies **bei Ihnen ausgelöst**, als Sie dies gehört haben?*

K: Ich habe ihm dies geglaubt und mich nicht gerade als herausgeschmissen gefühlt (räuspern), aber ich war schon früher bei ihm und habe mich nicht wohl gefühlt. Ich ging nur wieder, weil mich mein Arzt überredet hat hinzugehen. Er hat gesagt, der würde schliesslich meine Vorgeschichte bereits kennen. Aber dem war nicht so, der Psychiater konnte sich nicht mehr an mich erinnern (lacht).

60. herausgeschmissen: Der Klient fühlte sich beim Psychiater nicht wohl.

61. überredet: Der Klient ging nicht aus eigener Überzeugung zum Psychiater.

62. lacht (Klischee): Die negative Erfahrung beim Psychiater wurde erneut bestätigt. Über die Verletzung kann der Klient nicht sprechen.

SA: Er wird halt viele Klienten haben.

63. Klischee: Die negative Erfahrung des Klienten wird unbewusst gemacht.

K: Stimmt (..).

SA: Wie sind Sie jetzt mit ihm verblieben?

K: Nichts.

64. Kann oder möchte hier der Klient nicht weiter darüber sprechen?

SA: Wären Sie bereit, mit dem Hausarzt über den Alkohol zu sprechen?

K: Ja, das kommt immer wieder vor.

SA: Ich meine mehr auch, das Thema Antabus anzusprechen?

65. Worauf bezieht sich der SA? Inwiefern ist der Klient bereit, mit dem Trinken aufzuhören?

K: Ja, ja, aber ich bin ja jetzt am Zurückschrauben. Ich trinke nur noch ab und zu ein Bier, zusammen mit einem Temesta. Ich weiss, dass es eine gefährliche Kombination ist.

66. Der Klient hat ein Bewusstsein darüber, dass die Kombination gefährlich ist.

SA: Ja, das ist so. Ich könnte mir vorstellen, an Stelle von Temesta regelmässige Körpertherapie zu machen. Dies könnte einen grösseren angstlösenden Effekt haben. Sie haben doch selbst gesagt, je mehr Angst Sie haben, umso mehr verschliesst sich Ihre Speiseröhre.

67. Der SA versucht den Klienten von seinen Vorstellungen zu überzeugen und spricht dem Klient die Möglichkeit ab, eigene Vorstellungen darüber zu haben.

K: Ja.

SA: Vielleicht würden Sie so das Temesta und das Bier noch mehr verringern können? Oder **wie sehen Sie das?**

K: (..) Ja, vielleicht wäre es eine Hilfe.

68. Der Klient kann dazu keine eigene Meinung bilden.

SA: Dann könnten Sie Schritt für Schritt mit dem Alkoholkonsum herunterfahren (..). **Wird wohl** alter Kaffee für Sie sein, was ich da erzähle (..)?

K: Nein, ich muss ja sagen, ich war lange abstinent (..). Aber es schleicht sich wieder so ein. Wir gingen einmal mit dem Hund an die Aare und haben uns gesagt, wir nehmen eine Flasche Bier mit (..) und damit hat es wieder begonnen.

69. Der Klient ist sich nicht bewusst, wie es erneut zum Alkoholkonsum kam.

SA: Es hat mir einmal ein Mann hier am Tisch erzählt, und das hat mich sehr beeindruckt, dass er zwanzig Jahre ohne Alkohol gelebt habe. Seine Partnerin habe ihm jeden Monat ein Diplom dafür geschrieben. Aber nach zwanzig Jahren hat er wieder zu trinken begonnen mit einem Kollegen, weil er dachte, es sei kein Thema mehr für ihn. Er meint, sein Gedächtnis sei wahrscheinlich sehr listig und konnte sich wieder erinnern.

K: Ja, das ist so (..), das sind die Synapsen, die sich da verbinden (...), Belohnung, vergessen (...), übertünchen.

SA: **Übertünchen.**

K: Ja genau, übertünchen. Weil das Problem ist ja immer noch da.

SA: Mhm (...), **übertünchen.**

K: (...)

SA: Würde es Sinn machen, wenn Sie beim Psychiater dorthin schauen würden, dort was hinter diesem Übertünchen ist?

70. Mit dem Verweis auf den Psychiater werden einerseits die negativen Erfahrungen mit dem Psychiater abgewertet, andererseits wird dem Klienten die Möglichkeit genommen, mit dem SA über das „Übertünchen“ zu sprechen.

K: So wie ich es in Erinnerung habe, hat mir der Psychiater eben gesagt, ich soll erst wieder kommen, wenn ich 100 % trocken bin.

71. Der Klient wehrt sich.

SA: Mhm (...), kann ich etwas für Sie tun, das in diese Richtung gehen würde?

K: Ich darf nicht zu viel auf einmal anreissen.

SA: Also kleine Schritte. Was wäre denn der nächste Schritt?

K: Es geht mir nicht gut. Ich habe keine Energie etwas zu tun. Wenn ich es nicht mehr selber zustande bringen werde, meine Formulare zu bewältigen, dann mache ich einen Temesta Entzug, geht etwa eine Woche.

72. Die Formulare zu bewältigen ist für den Klient ein Anliegen. Dies ist der Auftrag des SA.

SA: Das würden Sie tun?

73. Über den Auftrag wird nicht gesprochen.

K: Ja, im Notfall. Und ich sehe diesen kommen.

SA: Sie sehen diesen kommen.

K: Ja.

SA: Würde es dann Sinn machen zu überlegen, was nach dem Entzug, an Stelle des Temestas, das Ihnen ja hilft die Ängste zu nehmen, was dann an diese Stelle treten soll? Verstehen Sie, was ich meine?

K: Ja, das wird dann etwas sein, das ich einfacher absetzen kann.

SA: Ja, schon (..).

K: Weiss nicht, bin nicht Arzt (..).

SA: Ja, klar (..). Sie erinnern mich ein wenig an diesen Mann, den ich vorhin bereits erwähnt habe. Er ging regelmässig in die von Ihnen auch genannte Entspannungstherapie. Aber er machte auch tagtäglich zu Hause diese Progressiven Muskelentspannungsübungen.

74. Der SA orientiert sich an den eigenen Vorstellungen (Körpertherapie) und nicht an denen des Klienten (etwas, das sich absetzen lässt – d. h. ein Medikament).

K: Ja, ich habe mir auch solche CDs gekauft.

SA: Ah, das haben Sie bereits!

75. Der SA zeigt sich darüber erstaunt.

K: Ja, (lacht) aber ich habe sie weiterverschenkt.

76. Klischee: Der Klient wehrt diese Art von Therapie ab, kann dies aber nicht ausdrücken.

SA: Ach so, (lacht) es ist einfacher, die anderen arbeiten zu lassen.

77. Der SA nimmt darauf nicht Bezug und wertet die Handlung des Klienten ab.

K: Ja, aber ich habe sie wieder gekauft. Aber ich habe nun keinen Kassettenrecorder mehr. Das ist noch schade (...). Aber ich könnte es ja schon machen. Ich habe noch ein anderes Gerät. Es würde vielen Menschen gut tun, nicht nur mir.

78. Klischee: Der Klient kann sich bzgl. der Therapie nicht ausdrücken.

SA: Ganz bestimmt. Wollen Sie das als Hausaufgabe auf nächstes Mal machen, mit diesen Übungen beginnen?

79. Damit wird die Selbstbestimmung des Klienten eingeschränkt.

K: Ja, das kann ich machen, ja.

SA: O.k., ich schreibe dies auch auf. Was denken Sie, was ist realistisch: täglich oder alle drei Tage?

K: Ich muss mir das etwas vorstellen, wo und so. Aber ich könnte mir das schon einrichten (..). Ich meine nicht das Zimmer, sondern dass ich das tun kann (..). Ich gehe immer um ein Uhr eine Stunde schlafen, (räuspern) damit könnte ich es verbinden, (..) ja.

SA: *Es ist schwierig, tagtäglich an etwas dran zu bleiben (..).*

K: *(..) Ich möchte nicht täglich, fix.*

80. Der Klient widerspricht und gewinnt dadurch an Selbstbestimmung zurück.

SA: *Wie dann?*

K: *Dann, wenn ich mich darauf freuen kann.*

SA: *Aha, ja, ist doch gut (..). Ist sonst noch etwas?*

K: *(..) Nein, wie gesagt, die anderen Rechnungen versuche ich halt irgendwie zu bezahlen.*

81. Rechnungen: Der Klient kommt erneut mit dem Anliegen, auf das zu Beginn nicht eingegangen wurde.

82. halt: Die Thematisierung ist ihm nicht recht.

83. irgendwie: Der Klient weiss nicht, wie er die Rechnungen bezahlen soll.

SA: *Was gibt es denn noch für Rechnungen?*

84. Damit wird unbewusst gemacht, dass der Klient bereits mit dem Anliegen gekommen ist.

K: *Die meiner Schwester, die Vorherigen.*

85. Der Klient versucht zu klären, dass er bereits mit diesem Anliegen gekommen ist.

SA: *Ach, die sind immer noch ausstehend? O.k. (..), dann werde ich das noch klären und mit dem Stiftungsgeld einbezahlen (gemeinsames Durchschauen und Ordnen der mitgebrachten Rechnungen). O.k. (..)(räuspern). Machen wir noch einen Termin ab?*

86. Ach, immer noch: Durch was ist der SA irritiert?

87. Bezahlung: Ist dies üblich, dass die Rechnungen durch den SA direkt bezahlt werden?

K: *Ja, das ist gut.*

4.2 Analyse der Grundspannungen

Im Folgenden werden die von uns am stärksten wahrgenommenen Grundspannungen herausgearbeitet. Wir beziehen uns dabei auf die oben genannten nummerierten Kommentare und auf Aussagen des Sozialarbeiters während den beiden Interviews. Bei unseren Begründungen stützen wir uns auf die erarbeiteten Theorien ab.

Grundspannung 1: Negative Bewertung der Macht

Begründung

Mehrere Aussagen zeigen, dass finanzielle Angelegenheiten ungern besprochen werden (1, 3, 10, 59, 82, 86). Verfügbare Gelder sind Machtquellen. Die negative Bewertung der Finanzen bedeutet eine negative Bewertung der Macht. Institutionalisierte Soziale Arbeit beinhaltet immer Macht. Der Zugang zu Machtquellen, in diesem Fall sind es Stiftungsgelder (35), eröffnet dem Sozialarbeiter die Möglichkeit, den Klienten so zu unterstützen, dass dieser an Autonomie gewinnt. Dazu müsste der Sozialarbeitende die Vorstellungen, von denen der Klient ausgeht, erfragen und nötigenfalls rationalisieren (vgl. 2 dieses Kap.). Der Klient äussert seine Bedürfnisse in verzerrter Form (19). Die Emergenten werden vom Sozialarbeiter nicht weiter verfolgt. Er geht von seinen Vorstellungen aus und entscheidet aufgrund von diesen, wofür die Gelder verwendet werden (6, 36, 53).

Die negative Bewertung der Macht zeigt sich ebenfalls in der Täuschung über die Art der Beziehung zwischen Sozialarbeiter und Klient. Die unterschiedliche Position und der damit verbundene Zugang zu Macht wird nivelliert und unbewusst gemacht (2, 4, 51). Womöglich sind Kühlsysteme eingebaut, um die entstehende Spannung bezüglich der Macht- und Positionsfrage zu neutralisieren, damit sie nicht manifest wird. Durch die Nivellierung der unterschiedlichen Machtposition wird die Unbewusstmachung unterstützt.

Die negative Bewertung der Macht verweist auf einen fehlenden Zugang zu den eigenen Allmachtsphantasien. Da sie im Überich eingelagert sind, können die gesellschaftlichen und institutionellen Vorstellungen über die Verwendung des Geldes nicht in Frage gestellt werden (18, 65) (vgl. Erdheim, Kap. D). Die Emanzipation des Sozialarbeiters von der Institution zeigt sich in verzerrter Form, die für den Klienten unverständlich bleibt (28, 29). Die Freude am eigenen Erfolg in Bezug auf das erhaltene Stiftungsgeld kann nicht bewusst erlebt werden und kommt in klischerter Form zum Ausdruck (33).

Auswirkungen

Der Klient kann seine Bedürfnisse nicht genügend ausdrücken und muss auf seine eigene Wunscherfüllung verzichten. Er passt sich stattdessen den Vorstellungen des

Sozialarbeiters an (54, 58, 68). Da die Erwartungen nicht genügend ausgetauscht werden, ist die kommunikative Gegenseitigkeit nicht gegeben (vgl. Krappmann, Kap. F). Die Täuschung über die Art der Beziehung lässt zudem die Transparenz schwinden und es steigt beidseitig die Gefahr einer Fehleinschätzung der Situation. Durch den verwehrtten Zugang zu den eigenen Allmachtsphantasien wird die Emanzipation des Klienten verhindert (79) und die Energie für Veränderungen bleibt eingefroren. Die Unterdrückung der Freude wird auf den Klienten übertragen, was sich in der fehlenden Resonanz des Klienten zeigt (5, 32) (vgl. Abwehrmechanismen A. Freud und Erdheim, Kap. D und E).

Grundspannung 2: Unbewusstmachung des sozialen Abstiegs

Begründung

Der Klient erlebte einen sozialen Abstieg, der mit schmerzlichen Erfahrungen und Unsicherheit verbunden ist (vgl. Parin, Kap. E). Der Sozialarbeiter geht nicht darauf ein (23, 24) und verhindert damit die Möglichkeit, dass der Klient seine eigenen Erfahrungen und Deutungen diesbezüglich einbringen kann. Sie werden dadurch unbewusst gemacht und individualisiert. Damit wird dem Klienten auch aberkannt, dass er selber einmal eine mit Prestige besetzte Rolle bekleidet hat. Gründe dafür liegen in der gesellschaftlichen Unbewusstmachung solcher Erfahrungen zur Stabilisierung der Herrschaft (vgl. Mentzos, Kap. E 6).

Im ersten Interview ganz zum Schluss sagte der Sozialarbeiter, der soziale Abstieg des Klienten ginge ihm sehr nahe (vgl. Anhang). Das Bewusstsein über den möglichen sozialen Abstieg kann für die eigene Identität bedrohlich wirken und wurde möglicherweise auch deshalb nicht thematisiert (vgl. Goffman, Kap. F).

Auswirkungen

Die Individualisierung des sozialen Abstiegs hat die Herabsetzung des Selbstwerts zur Folge. Um sich vor dem unterdrückten seelischen Schmerz zu schützen, aktiviert das Ich Abwehrmechanismen und Bedürfnisse können nicht mehr in die Interaktion eingebracht werden. Das geschwächte Ich des Klienten sieht sich gezwungen, sich den Umständen anzupassen, da es von der Gesellschaft kaum mehr Rollen angeboten bekommt, mit denen es sich identifizieren möchte. Die aus dem gesellschaftlichen Rahmen herausgefallenen Personen haben besondere Identitätsprobleme, weil sie jene Eigenschaften nicht abstreifen können, auf Grund derer sie sich durch die Gesellschaft stigmatisiert fühlen (vgl. Goffman, Kap. F).

Der soziale Tod, d. h. die Auflösung der mit Prestige besetzten Rollen, ist eine Voraussetzung, um das Unbewusste entdecken zu können (vgl. Freud, Kap. E). Durch das

gemeinsame Gespräch könnten die schmerzlichen Enteignungsprozesse bewusster erkannt und dadurch die Möglichkeit geschaffen werden, neuen Sichtweisen eine Chance zu geben. Die Auflösung der Ich-Identität und der damit verbundenen Freisetzung des Unbewussten bewirkt, dass der Klient auf die ihm bekannten Strukturen verzichten muss. Falls keine neue Identität gefunden wird, kann dies vor allem bei Ich-schwachen Menschen zu psychischer Dekompensation führen (vgl Freud, Kap. E).

Aus der kühlenden Quelle, die zur Anpassung des Klienten an die Situation führt, kann sich später eine erhitzende Quelle bilden, da aus ihr soziale Ungleichheit entspringt (vgl. Bourdieu, Erdheim & Swanson, Kap. E 2).

Grundspannung 3: Unterdrückung von Ängsten

Begründung

Das Gespräch vermittelt den Eindruck, dass noch kein gemeinsam ausgehandelter Arbeitsauftrag besteht und die Ziele des Klienten teils nicht mit denen des Sozialarbeiters übereinstimmen. Der Klient zeigt das Bedürfnis nach Halt (52) und Klarheit (10, 81). Einerseits ist die finanzielle Situation ein Anliegen, das er mit dem Sozialarbeiter besprechen möchte (10, 72), andererseits zeigt er mehrmals die zaghafte Bereitschaft, mit dem Sozialarbeiter über seine Ängste zu sprechen (37, 41, 44). Der Sozialarbeiter sieht zwar seinen Auftrag in der Klärung finanzieller und rechtlicher Fragen (59), verfolgt aber über das gesamte Gespräch Themen der alternativen Heilmethoden und des Alkoholentzugs (50, 65). Dieser „innere Auftrag“ wird jedoch nicht geklärt. Der Sozialarbeiter geht auf die Ängste des Klienten nicht weiter ein und verweist ihn an andere Fachpersonen (40, 42, 47, 70). Der Klient wird dabei auch an jenen Psychiater verwiesen, zu dem er kein Vertrauen entwickeln konnte (60, 62, 63).

Aus dem 2. Interview mit dem Sozialarbeiter geht hervor, dass er sich mit der Verweisung an den Arzt und den Psychiater, und damit verbunden wäre ebenfalls ein Alkoholentzug, zu entlasten versucht. Um die Übersicht nicht zu verlieren, bleiben die Emergenten unangesprochen. Dem Sozialarbeiter wurde durch die Reflexion über das Beratungsgespräch bewusst, dass er während den Gesprächen mit diesem Klienten jeweils unter einer dauernden Anspannung stand. Die Ängste des Klienten, nicht mehr genügend Zeit zu haben (39), werden auf den Sozialarbeiter projiziert, von diesem aber im Moment nicht bewusst wahrgenommen. Er kann die Ängste des Klienten schliesslich nicht direkt ansprechen und folglich müssen sie wieder verdrängt werden (43).

In der Intervention wahrgenommene Spannungen, die nicht bearbeitet werden können, lösen in der Regel Emotionen aus. Nach dem Psychologen Robert Zajonc sind Emotionen primär. Sie treten unwillkürlich auf und fühlen sich richtig an. Bei Entscheidungen spielen

sie eine starke Rolle. Kognitionen dienen nur der Sammlung von Informationen zur Rechtfertigung von Entscheidungen (Zajonc, 1995). Um den Emotionen nicht ausgeliefert zu sein, müssen sie bewusst wahrgenommen und die auslösende Ursache erkannt werden. Vogel schreibt den Emotionen in der Analyse eine nicht zu vernachlässigende Bedeutung zu. Als expressive Interpunktionen sollen sie analysiert werden. Meist erfolgt über die Rationalisierung der theoretischen Implikationen auch eine Veränderung der emotionalen Haltungen (Vogel, 2008, S. 390).

Auswirkungen

Der Klient, für den die finanzielle Situation eine Belastung darstellt, fühlt sich auch am Schluss des Gesprächs nicht wirklich entlastet (72, 83). Es lässt sich die Hypothese entwickeln, dass das Weiterverweisen an andere Fachpersonen verletzend ist, da es für den Klienten in seiner Lebenswelt und mit seinen Erwartungen nicht nachvollziehbar ist. Der Klient entwickelt seine eigene Sicht davon, was der Sozialarbeiter von ihm erwartet, wie auch davon, was er selber vom Sozialarbeiter erwartet. Diese Sicht wird Teil der Basis für die nächste Interaktion mit dem Sozialarbeiter sein (Maeder, 2004, S.79).

Durch die weitere Verdrängung der Angst können frühere Verletzungen nicht verarbeitet werden. Die Abwehrmechanismen verfestigen sich und neue Handlungsmuster können nicht gelernt werden. Die Verteilung gewisser kultureller Abwehrmechanismen ist klassenspezifisch, was bedeutet, dass der Klient in seiner psychischen Verletzlichkeit auch einfacher steuerbar wird (vgl. Kap. E 6).

4.3 Aussagen des Sozialarbeiters im 2. Interview

Zum Thema: negative Bewertung von Geld, Unterdrückung der Freude

SA: Wenn man sie [die Persönlichkeit des Klienten] kennt, gibt es wie für mich Gründe, wieso dass ich so (..), Mühe hatte, meine Freude zu zeigen. Weil ich dachte, das heisst für ihn wieder eine Abwertung, er kann es [das Geld] selber nicht bringen.

Also über Jahre massive Kränkungen. Er hat doch an einem Ort gesagt, er hätte mal 7'000.- Franken Lohn gehabt. Er hat gut verdient, er war angesehen, hatte einen Status, er hatte seinen Kindern den Vater (..). Der bringt das Einkommen, ein sicheres Einkommen, ein hohes (..). Und er hat über Jahre oder Jahrzehnte einen chronischen Alkoholmissbrauch oder Alkoholproblematik und dort dahinter sind auch so Selbstwertdefizite und Selbstwertprobleme. Darum habe ich auch wieder gedacht, ja, ich hab es nicht mehr im Kopf, aber es sind vielleicht über 10'000.- Franken, die da hereingekommen sind. Und da habe ich mich gefragt, ob, wenn er dies dann hört, das hat er früher mal gebracht, das könnte schon wieder „eins aufs Dach sein“.

Zum Thema: belastende Themen bleiben unangesprochen

SA: Der Teamleiter ist an mich herangetreten, im Januar, irgend so, und hat gesagt, er habe da jemand, es brauche einen Mann. Es wäre eine happige Geschichte, ganz viel, das man aufarbeiten sollte. Es wären rechtliche, also IV-Fragen und finanzielle. Aber auch die ganze Psychosomatik, er macht auch viel [zeigt Räuspern vor] und kann kaum atmen, medizinisch recht krank. Es gibt so viel zum Klären. Und er hat aber (..), baut sehr auf den Hausarzt, dass der ihm hilft (..).

Und ich habe sofort bemerkt, dass mich das zeitlich und in jeder Hinsicht überfordert. Also macht es Sinn, wenn ich gar nicht zu sehr einsteige. Nur auf einer Schiene, einfach die ganze finanzielle und rechtliche Schiene, so (..). Und dann habe ich trotzdem immer gemerkt, dass er am liebsten hier anhängen möchte, therapeutisch (..). Und das haben wir im Gespräch, als es darum ging, Ziele anzuschauen, habe ich ihm gesagt, ich möchte, dass er wieder zu einem Psychologen oder einem Psychiater geht. Weil das auch nicht gut ist, gerade zum Thema Selbstwert. Da habe ich eine ganz andere Rolle hier als nachher der Psychotherapeut. Und das wollte ich nicht vermischen, das wollte ich möglichst trennen und darum bin ich nicht eingestiegen.

(Einwand Interviewerin, er sei teilweise trotzdem auf nicht finanzielle und rechtliche Themen eingestiegen)

SA: Ich bin dort eingestiegen, weil ich ihn dorthin bringen wollte, er solle einen Entzug machen im Spital. Weil der Psychiater steigt erst wieder ein, wenn er einen Entzug gemacht hat.

Zum Thema: Unterdrückung der Freude am Erfolg

SA: Was mir noch zu wenig klar ist. Er [Klient] hat so mittelgeladene Depressionen (...). Aber ich sehe dort die Zusammenhänge noch nicht ganz, aus was heraus kommen die? Also, was ist die Ursache? Ist es auch viel (...). Wenn er da sitzt [zeigt gebeugte Haltung] und da denke ich, was drückt er damit aus. Und dann kommt einer da so von oben herab (...). Und das wollte ich vermeiden. Das war das vierte Gespräch, das mit dir [Interviewerin]. Und ich kenne ihn wirklich noch zu wenig, um mir ein umfassendes Bild zu machen. Seine Persönlichkeit, wie funktioniert er (...). Und da war ich wirklich so am Herantasten, vielleicht, ich hielt mich nicht dafür, Sachen wirklich deutlich und ganz klar anzusprechen.

Zum Thema: Frage nach dem Sinn von Körpertherapien, Alkohol- und Temestaentzug bei einem schwer kranken Mann

SA: Das ist auch eine Frage. Wo steht er? Das letzte Mal, als er da im Gespräch sass, habe ich gedacht, das ist so palliativ. Jetzt stirbt er dann bald. Und dann habe ich mit dem Hausarzt gesprochen und dann habe ich ein bisschen ein anderes Bild gehabt. Und zwar, dass wenn er wirklich bereit wäre (...), ihn muss man wirklich ein bisschen stossen, ein bisschen drücken bis an die Grenzen, dann lebt er vielleicht noch ein paar Jahre.

Zum Thema: Psychiater und dessen Forderung, trocken zu sein

(Erfahrungen des SA mit Alkoholikern in einer Entzugsklinik)

SA: Wenn sie [Alkoholiker] dann langsam trocken werden, dann haben sie viel ein breiteres Blickfeld. Die Wahrnehmung tut sich wieder auf, wird wieder viel adäquater und realistischer. Mit Alkohol hast du oft eine Wirklichkeitsverzerrung. Und Alkohol begünstigt oftmals, so wie bei ihm, den depressiven Anteil, verstärkt diesen. Und das sind einfach so Negativsymptome, da weiss man, man kann ganz anders arbeiten mit Leuten, die dann motiviert sind trocken zu bleiben.

Zum Thema: Angst des Klienten, dass die Zeit nicht reicht

SA: Ich habe mir auch überlegt, wieso bin ich viel (...). Ich erlebe mich sonst nicht so im Gespräch, so in einer Dauerspannung, in einem Stress. Und jetzt, als ich das [die Transkription seines Beratungsgesprächs] gelesen habe (...). Er hat fast keine Zeit mehr, es gibt so viel für ihn zum Anschauen. Dann gehe ich mit dem Stress mit, steige ein auf den Stress, den er hat und (...) dann wird dies so zu einem Grundmuster.

Schluss teil

1. Zusammenfassung

Nach unserem Theorieverständnis spielen Bildungsprozesse in der Sozialer Arbeit eine wichtige Rolle, damit die Klienten Mündigkeit erlangen und ihnen aufgrund der Einsicht in die sozialen Normen soziale Zurechnungsfähigkeit zugesprochen wird. Dadurch kann Sozialintegration stattfinden. Im Falle nicht legitimierbarer Normen hat sich die Soziale Arbeit auch sozialpolitisch zu engagieren.

Soziale Arbeit hat ihr Handeln aufgrund der ihr inhärenten institutionalisierten Macht zu legitimieren und ihr strategisches Handeln an der Verständigung auszurichten. Da sich Lebenswelten und System immer stärker entkoppeln, soll Soziale Arbeit zwischen ihnen vermitteln.

Damit Sozialarbeitende diesen Herausforderungen gewachsen sind, benötigen sie ein hohes Bewusstsein über sich selber und die Welt. Über die Bewusstmachung der eigenen Lebensgeschichte, der Traditionen und Lebenszusammenhänge gewinnen Sozialarbeitende einen reflexiven Abstand zu sich und der Welt. Dank der erlangten Autonomie wird ihr Wille frei und lässt sich durch moralische Einsicht bestimmen. Dadurch kann der andere als anderer wahrgenommen und dessen Ansprüche anerkannt werden. Der moralische Gebrauch der praktischen Vernunft wird somit als Voraussetzung für einen gelingenden Verständigungsprozess angesehen.

Sowohl in der klassisch-hermeneutischen als auch in der psychoanalytischen Tradition gilt Selbstverstehen als Bedingung von Fremdverstehen. Verstehensprozesse lassen sich jedoch begrifflich nicht gänzlich bestimmen. Dies hat damit zu tun, dass sich das mit Evidenz verbundene Sinnverstehen auch auf Vorsprachliches bezieht, das nur metaphorisch beschrieben werden kann. Verstehen kann weiter als ein in Aufmerksamkeit auf das Gegenüber gerichteter Prozess dargestellt werden.

Je nach Zyklusphase verliert das politökonomische System seine Legitimität und Kühlsysteme werden zur Unbewusstmachung installiert. Es wird versucht, Soziale Arbeit für herrschende Interessen zu instrumentalisieren. Dadurch kommt es in der Theoriebildung zu Paradigmenwechsel. Professionelle müssen sich dessen bewusst sein, um die Verständigungsorientierung trotzdem gewährleisten zu können. Bei Ziel-Mittel-Konflikten muss die Soziale Arbeit in die Rebellion und sich am Aushandlungsprozess der neuen Werte, die auf verallgemeinerbaren Interesse zu beruhen haben, aktiv beteiligen.

Ungerechtigkeiten in der Gesellschaft und die damit zusammenhängende Versagung bestimmter Bedürfnisse werden ins Unbewusste verdrängt, um die gesellschaftliche Stabilität nicht zu gefährden. Die psychoanalytische Theorie geht vom Niederschlag solcher Strukturen im Subjekt aus. Gegen die vorbewusste Angst vor erneuter Bedürfnisentsagung, gegen die Realangst sowie gegen die Angst vor der Triebstärke schützt sich das Ich mit Abwehrmechanismen.

Die Sprachentwicklung steht in engem Zusammenhang mit der Befriedigung von Bedürfnissen. Interaktionsfiguren, d. h. konkrete Erfahrungen, die nicht zur gewünschten Bedürfnisbefriedigung führen, können keine Interaktionsformen ausbilden. Diese aber gelten als Basis für die Symbol- bzw. Sprachbildung. Solche von der Sprache ausgeschlossene Erlebnisinhalte bleiben dem Betroffenen unbewusst und zeigen sich in der Interaktion als Klischee. Demgegenüber bleiben Sprachsymbole, die keine Entsprechung in der Lebenswelt haben, emotional-leere Worthülsen.

Ein gelungenes Sprachspiel ist jedoch wichtig, damit Erfahrungen erinnert und über Bildungsprozesse verstanden und verarbeitet werden können. Dies ist die Voraussetzung für die Identitätsbildung und die Entwicklung von Allmachtsphantasien, welche, im Ich-Ideal angesiedelt, das Überich durchdringen und übernommene Wertvorstellungen in Frage stellen sollen. Über gesellschaftlich eingerichtete Kühlsysteme werden die Allmachtsphantasien bei einem Grossteil der Jugendlichen zerbrochen oder im Überich eingefroren, was sich wiederum auf die psychische Struktur des Einzelnen auswirkt. Die Ungerechtigkeiten in der Gesellschaft und der damit zusammenhängende Geltungsverlust der Normen lassen die Allmachtsphantasien bei einem Teil der Jugendlichen auf die Seite des Es schlagen. Der Zugang zum Ich-Ideal ist auch im Erwachsenenalter und beim Eintritt in die Arbeitswelt wichtig, um den Narzissmus mit der Welt zu versöhnen.

Anhand der Psychoanalyse wurde das Unbewusste und anhand der Ethnopsychanalyse dessen soziale Relevanz dargestellt. Unbewusstheit ist auch eine Voraussetzung von Herrschaft. Dabei muss für Erdheim Unbewusstheit nicht mit Nichtwissen gleichgesetzt werden, sondern es soll falsches Wissen produziert werden, welches die Gesellschaft dazu bringen soll, Vermutungen aufzugeben. Solche Mechanismen werden durch die zunehmende Klassenspaltung immer schwerer durchschaubar.

Die Unbewusstmachung von Schmerz- und Schamgefühlen und insbesondere von Angst mithilfe von Abwehrmechanismen ist oftmals verknüpft mit einer Entspannung, einer kompromisshaften oder regressiven Teilbefriedigung. Es wird aber auch deutlich, dass der Mensch nur dem gegenüber frei ist, dessen er sich bewusst ist.

Institutionen erfüllen lebenswichtige Entwicklungsfunktionen und wirken für den Einzelnen entlastend. Gerade dadurch sind sie jedoch prädestiniert, als Abwehrfunktion genutzt zu werden. Die Institution bietet dem Einzelnen Rollen an und verfestigt damit dessen Abwehr, umgekehrt stabilisieren die Individuen die Institution.

So wurden neben den intrapersonalen und institutionellen Abwehr- und Anpassungsmechanismen auch die interpersonalen Abwehrmechanismen diskutiert. Das Ziel der Bewusstheit seiner interpersonalen Abwehrmechanismen ist nicht etwa die Auflösung der interpersonalen wechselseitigen Abhängigkeit, sondern vielmehr geht es darum, die das Leid verstärkende, gegenseitige Abhängigkeit aufzulösen. Dadurch eröffnet sich die Möglichkeit einer produktiven Kommunikation.

Nach Krappmanns Identitätstheorie verlangt kommunikatives Handeln immer die Notwendigkeit der Selbstdarstellung aller Beteiligten. Solange dies gewährleistet ist, kann ein Individuum nicht kategorisiert werden. Umgekehrt ist aber jeder Interaktionsteilnehmer aufgefordert, sich selber und seine Erfahrungen zurückzunehmen, um ohne zu kategorisieren zuhören zu können, was der Partner über sich aussagen will.

Von der gesellschaftlichen Seite her ist das Individuum auf einen möglichst repressionsfreien und flexiblen Raum angewiesen. Nur wenn all diese Bedingungen erfüllt sind, kann die Teilhabe an Interaktionsprozessen und über diese die Teilhabe an den Gütern und Werten seiner sozialen Umwelt gesichert werden.

Eine zentrale Aussage seiner Identitätstheorie ist jene, dass es vier Grundqualifikationen des Rollenhandelns gibt: die Identitätsdarstellung, die Rollendistanz, die Empathie, die Ambiguitätstoleranz. Diese Fähigkeiten benötigt der Mensch, um eine balancierende Ich-Identität herstellen zu können. Mit der balancierenden Ich-Identität ist die Leistung eines Individuums gemeint, Normalität darzustellen, ohne dabei auf seine Einzigartigkeit verzichten zu müssen.

Im empirischen Teil wurde bei einem Beratungsgespräch untersucht, ob Mechanismen des Sozialarbeiters erkennbar sind, die Verständigung fördern oder erschweren. Die aufgetauchten Emergenzen wurden diskutiert und auf Grundspannungen hin analysiert. Dabei sind drei Grundspannungen aufgefallen, die mithilfe der Theorie erläutert wurden. Beobachtete und mögliche Auswirkungen auf den Klienten wurden anschliessend dargelegt. Anhand der Analyse konnte auf eindrückliche Art gezeigt werden, wie in jenen Momenten, in denen sich der Sozialarbeiter nicht nach der Erfahrung und Deutung des Klienten gerichtet hat, die Handlungen des Sozialarbeiters beim Klienten nicht mehr auf Resonanz oder Motivation gestossen sind.

2. Schlussfolgerungen

Der Auftrag der Sozialen Arbeit soll hier noch einmal zusammengefasst werden: Verständigungsorientiertes Handeln muss die Basis all jener sozialarbeiterischen Bemühungen sein, die dem Klienten zu einem gelingenderen Alltag verhelfen wollen. Verständigungsprozesse zielen nie auf Anpassung oder Assimilation, sondern sollen echte Bildungsprozesse ermöglichen. Den Ausgangspunkt einer Intervention bildet immer der Klient mit seinen Bedürfnissen und Vorstellungen. Diese können nicht vorweggenommen, sondern müssen erfragt werden. Folglich können auch Mittel und Ziele einer Intervention nicht vorgängig festgelegt werden.

Über die Bewusstmachung und das Erkennen von Enteignungen und von eingenommenen Rollen in der Gesellschaft erlangt der Klient ein Bewusstsein von sich und der Welt. Dadurch gewinnt er Einsicht in die Gültigkeit der Normen¹⁴ und es können neue Handlungsentwürfe gefunden werden. Wird es dem Klienten möglich, seine Normalität zu demonstrieren, ohne dabei auf seine Einzigartigkeit verzichten zu müssen, wird ihm von der Gesellschaft soziale Zurechnungsfähigkeit zugeschrieben und es erfolgt dadurch eine Integration im Sinne einer Sozialintegration.

Die Lebenswelten der Klienten und Sozialarbeiter unterscheiden sich zum Teil sehr und es bestehen nur geringe Überlappungen, die ein Sinnverstehen ermöglichen würden. Sozialarbeitende müssen sich dieser Herausforderung stellen. Hans Thiersch hat sich mit dieser für die Soziale Arbeit spezifischen Eigenheit vertieft auseinandergesetzt. Für ihn lassen sich moralische Fragen nur kommunikativ praktizieren. Die erste Frage hat sich daher immer auf die Erfahrung und Deutung des Erlebten des Klienten zu richten. Er weist darauf hin, dass in der lebensweltorientierten Sozialarbeit – im Hinblick auf das Ziel eines gelingenderen Alltags – den Selbstdeutungen und Problembewältigungsversuchen des Klienten mit Respekt und Takt, aber auch mit wohlwollender kritischer Provokation zu begegnen ist. Dies bedeutet einerseits, dass lebensweltorientierte Hilfe zunächst in die sozialen Strukturen auf personaler und lokaler Ebene eingebettet sein muss, andererseits aber auch, dass sich der Sozialarbeiter gleichsam in anwaltlicher Funktion für den Klienten in die sozialpolitische Gestaltung der sozialen Fragen miteinzumischen hat. Der Respekt vor und die Akzeptanz von fremden Lebensentwürfen erschweren eine Standardisierung der Arbeitsabläufe in der Sozialen Arbeit (Thiersch, 2009, S. 139-141).

Nach Vogel hat die Strategie der Anamnese strukturierende Massnahmen möglichst zu beseitigen, da eine auf Vertrauen aufbauende Beziehung nur über die Öffnung des sozialen Raums hergestellt werden kann. Krappmann betont die Wichtigkeit von beweglichen

¹⁴ Dabei wird vorausgesetzt, dass es sich um Normen handelt, die auf verallgemeinerbaren Interessen beruhen. Ansonsten besteht nur die Möglichkeit zur Ausübung von Kritik.

Normensystemen, die Raum zu subjektiver Interpretation lassen, im Hinblick auf die Herstellung einer Ich-Identität.

Dieses Wissen bildet einen Widerspruch zu den immer häufiger anzutreffenden standardisierten Abläufen, die den Sozialarbeiter vermeintlich entlasten und sein professionelles Handeln gewährleisten sollen. Der Sozialarbeiter muss sich auch diesbezüglich stets seiner Macht bewusst sein, dass er mit zu starren, repressiven oder selbst bestimmten Interventionen den verbliebenen Autonomiespielraum der Klienten zerstören und damit dessen Selbstbestimmung verhindern kann. Seine Intervention kann in diesem Falle durchaus im Dienste der Unbewusstmachung stehen.

Goffman beschreibt, wie Menschen, die mit Institutionen in Kontakt kommen, welche ihren Mitgliedern zu rigide Vorstellungen über ihr Selbst vorschreiben, sich gegen eine solche Entmündigung zu wehren beginnen. Dabei versuchen sie, sich der Institution so weit vorzuenthalten, um ihr Selbst möglichst retten zu können. Den Sozialarbeitern muss eine solche Konsequenz auf das eigene Handeln bewusst sein.

Der Klient entwickelt seine eigene Sicht davon, was der Sozialarbeiter von ihm erwartet, wie auch davon, was er selber vom Sozialarbeiter erwartet. Nach Maeder ist diese Sicht Teil der Basis, auf der jede weitere sozialarbeiterische Interaktion stattfinden wird.

Sozialarbeitende müssen sich gute Kenntnisse über die möglichen Abwehrmechanismen aneignen, um sich insbesondere der Übertragungen und Gegenübertragungen bewusst zu werden. Die Abwehrtätigkeit lässt sich jedoch nur schwer analysieren, da die Bewusstwerdung der abgewehrten, schmerzlichen Erfahrungen in die entgegengesetzte Richtung der Abwehrmechanismen arbeitet. Mithilfe der Fallanalyse können solche Grundspannungen herausgearbeitet werden.

Erst wenn der Klient die Gelegenheit erhält, seine eigene Identität darzustellen, ohne dabei kategorisiert zu werden, wird es möglich sein, einen vernünftig zustande gekommenen Arbeitskonsens herzustellen. Ein solcher beruht nach Habermas auf einem täuschungsfreien, gemeinsamen Interesse. Im verständigungsorientierten Beratungsgespräch kann deutlich werden, wo genau Hilfsbedürftigkeit entsteht, nämlich dort wo der individuelle Leidensdruck beginnt. Hilfsbedürftigkeit kann weder wegdefiniert noch aufgezwungen werden. Die Interaktion von Sozialarbeiter und Klient ist auf Transparenz angewiesen. Gegenstand und Grenzen der Intervention müssen ebenso besprochen werden wie die Anerkennung und Thematisierung von Klientenrechten.

Die professionelle Beziehung zwischen Sozialarbeiter und Klient unterscheidet sich klar von Beziehungen im persönlichen Bereich. Sowohl Sozialarbeiter wie auch Klient besetzen eine Rolle, die ein gewisses Verhalten erwartet. Die unterschiedliche Ausstattung mit Macht und Prestige wirkt sich ebenfalls auf die Beziehung aus. Das In-Beziehung-Treten zum Klienten ist im Sinne der Verständigungsorientierung dennoch unerlässlich. Der Sozialarbeiter muss sich jedoch bewusst sein, dass es sich dabei nicht um eine „echte“ reziproke Beziehung handelt.

Diese Einseitigkeit könnte für den Sozialarbeiter eine narzisstische Kränkung bedeuten. Um der Gefahr vorzubeugen, dass Klienten für eigene Belange missbraucht werden, wird von vielen Autoren die Forderung nach Abstinenz und Neutralität laut. Diesem grundsätzlich einleuchtenden Anspruch kann der Sozialarbeiter jedoch nie gerecht werden, da in einer Interaktion immer auch eigene Bedürfnisse und Interessen miteinfließen (Bittner, 2005, S. 80). Nur ein Bewusstsein von dem Auftrag und den eigenen Bedürfnisse schützt den Sozialarbeiter davor, eigene Bedürfnisse auf den Klienten zu projizieren.

Grundsätzlich kann festgehalten werden, dass der Sozialarbeiter dem Klienten erst dann verständigungsorientiert begegnen kann, wenn er bereit ist, sich auch mit seinen eigenen unbewussten Anteilen auseinanderzusetzen. Denn der Mensch ist nur gegenüber dem frei, dessen er sich bewusst ist. Auch ein Sozialarbeiter wird sich nicht vollständig von seinen unbewussten Antrieben befreien können. Bereits das Bewusstsein darüber, dass solche bestehen und diese die Wahrnehmung und das Handeln beeinflussen, führt zu einem vertieften, prozessartigen Umgang mit den eigenen Tabus. Für Erdheim ist die Vernunft jener Spiegel, in dem das Unbewusste beobachtet werden kann (1984, S. 203). In diesem Sinne zeigt sich die Wichtigkeit, auch die von der Institution bereitgestellten Gefässe wie Supervision und Intervision bewusst und aktiv zu nutzen.

Der Mensch kann sich all diesen unterschiedlichen Einflüssen, welche auf sein Bewusstsein einwirken, nicht entziehen. Trotzdem ist er weder der Gesellschaft noch der eigenen Psyche ausgeliefert. Über ganzheitliche Bildung kann ein Bewusstsein darüber gewonnen werden, wer wir sind und warum wir dies sind.

Eine Grundvoraussetzung für Bildung ist schliesslich Zeit¹⁵ für Musse: Zeit zum Sein und Zeit zum Nachdenken. Dadurch entdeckt der Mensch seine innere Natur, seine ureigenen Wünsche und Phantasien, die nach Graf auf der projektiven Kraft des Menschen beruhen.

¹⁵ Dabei wird die soziale Relevanz wieder deutlich, da Zeit ein Privileg darstellt (vgl. Graf, Kap. A)

Hat die Psychoanalyse die vielleicht grundsätzlichste Projektion in der Identifikation mit dem Dritten (dem Vater) gesehen, auf dem die Entwicklung des Ich und dessen Ideal beruht, so bleibt die projektive Kraft Basis der Phantasie, die überhaupt Ideale denken lässt. Mit ihr hängt Mimesis zusammen. Die Freiheit des Geistes zur Mimesis ist es, welche auch die Basis der Liebe für Adorno abgibt: Ähnliches am Unähnlichen zu entdecken und nicht, sich das Unähnliche etwa ähnlich zu machen. Auf der ‚Liebe‘ zum Gegenstand beruht auch jene Fähigkeit zur Kritik, die im Kleinsten noch den Hauch des Ganzen verspürte, die Grundlage der kritischen Theorie wurde. (Graf, 1995, S. 192)

Durch die Möglichkeit zur Mimesis und der gleichzeitigen Fähigkeit zur reflexiven Distanz kann sich der Mensch auf das Gegenüber einlassen, ohne dabei Differenzen nivellieren zu müssen. Dies ist eine wichtige Voraussetzung, um höheres Bewusstsein und grössere Freiheit zu erlangen – darauf basiert das moralische und verständigungsorientierte Handeln.

Die Auseinandersetzung mit der Fragestellung führte zur Reflexion über das eigene professionelle Handeln. Dabei sind wir auf die Erkenntnis gestossen, dass ein höheres Bewusstsein nicht nur die Klienten vor illegitimen Handlungen bewahrt, sondern aufgrund des besseren Selbstverstehens auch den Sozialarbeitenden vor dem Überschreiten der eigenen Grenzen schützt.

Literatur

- Becker-Lenz, R. & Müller, S. (2009). *Der professionelle Habitus in der Sozialen Arbeit*.
Bern: Peter Lang.
- Bittner, G. (Hrsg.). (2005). *Menschen verstehen*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Bittner, R. (2005). Wann versteht man einen Menschen? In G. Bittner (Hrsg.), *Menschen verstehen* (S. 15-34). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Bourdieu, P. (2001). *Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Schule und Politik. Schriften zu Politik & Kultur 4*. Hamburg: VSA.
- Bourne, L. E. & Ekstrand, B. R. (2005). *Einführung in die Psychologie* (4. Aufl.). Eschborn b. Frankfurt a. M.: Dietmar Klotz.
- Erdheim, M. (1984). *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozess* (1. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Erdheim, M. (1992). *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozess* (4. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Freud, A. (1977). *Das Ich und die Abwehrmechanismen* (9. Aufl.). München: Kindler.
- Fröhlich, V. (2005). Sich selbst verstehen. In G. Bittner (Hrsg.), *Menschen verstehen* (S. 35-42). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Goetze, D. (1991). Materialistische Gesellschaftstheorie. In H. Reimann (Hrsg.), *Basale Soziologie: Theoretische Modelle* (S. 221-247) (4. Aufl.). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Graf, M. (1988a). *Schule als Ort der Strukturierung von Erfahrung und Bewusstsein*. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit, Universität Zürich.

- Graf, M. (1988b). *Wie kann (sozial-)pädagogisches Handeln und Intervenieren aus der Sicht der Theorie des kommunikativen Handelns legitimiert werden?* Unveröffentlichte Hausarbeit, Universität Zürich.
- Graf, M. (1996). *Mündigkeit und soziale Anerkennung*. Weinheim und München: Juventa.
- Habermas, J. (1981). *Theorie des kommunikativen Handelns* (Bd 2, S. 212-223). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1991). *Erläuterungen zur Diskursethik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Heinemann, E. & Hopf, H. (2006). *AD(H)S*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Hering, S. & Münchmeier, R. (2000). *Geschichte der Sozialen Arbeit*. Weinheim und München: Juventa.
- Hobi, B., Labhart, D. Pomey M. & Studer, T. (2011). Demokratie und Soziale Arbeit. *SozialAktuell Die Fachzeitschrift für Soziale Arbeit*, 4, 7.
- Humboldt, W. v. (1956). Theorie der Bildung des Menschen. In A. Flitner (Hrsg.), *Humboldt - Anthropologie und Bildungslehre* (S. 27-32). Düsseldorf und München: Küpper. (Original erschienen 1793)
- Kappeler, M. (2000). *Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen*. Marburg: Schüren.
- Krappmann, L. (2010). *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen* (11. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lorenzer, A. (1977). *Sprachspiel und Interaktionsformen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Maeder, Ch. & Nadai, E. (2004). *Organisierte Armut. Sozialhilfe aus wissenssoziologischer Sicht*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Mentzos, S. (1988). *Interpersonale und institutionalisierte Abwehr* (1. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Merton, R. K. (1995). *Soziologische Theorie und soziale Struktur*. Berlin: de Gruyter.
- Parin, P. (1992). *Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopschoanalytische Studien*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Reimann, H. (Hrsg.). (1991). *Basale Soziologie: Hauptprobleme* (4., neu bearbeitete und erweiterte Aufl.). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Reyer, J. (1991). *Alte Eugenik und Wohlfahrtspflege*. Freiburg i. B.: Lambertus.
- Scarbath, H. (2005). Vom Fliegen oder Hinken – Versuch einer Zwischenbilanz. In G. Bittner (Hrsg.), *Menschen verstehen* (S. 179-187). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schmocker, B. (2005). Soziale Arbeit. Das gemeinsame Dach der Berufsgruppen Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Soziokulturelle Animation. *SozialAktuell Die Fachzeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Soziokulturelle Animation*, 37 (5), 2-10.
- Thiersch, H. (2009). *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel* (7. Aufl.). Weinheim und München: Juventa.
- Vogel, C. (2008). *Ein Verfahren der Fallanalyse und Fallarbeit*. Unveröffentlichtes Skript.
- Zajonc, R. (1995). Primat der Emotion. In H. Goller (Hrsg.), *Psychologie. Emotion, Motivation, Verhalten* (Kap. 2.5.3). Stuttgart: Kohlhammer.

Anhang

Beratungsgespräch

SA: Ich habe mir einige Sachen für heute aufgeschrieben. Ich habe mir gedacht, dass Sie vielleicht auch noch weitere Punkte ansprechen möchten. Ja, da wären halt die Finanzen, dann auch, wie es Ihnen ergangen ist, aber auch, was bei mir gelaufen ist. Dann würde ich heute gerne zurückschauen auf unsere gemeinsamen Gespräche. Das erste Gespräch liegt ja nun bereits etliche Zeit zurück.

K: Ja, das ist wahr. Mir erscheint es aber als kurze Zeit.

SA: Ja, mir auch (...). Ja, dann wegen Ihrem Anwalt, da hat sich auch etwas ergeben. Aber im guten Sinne, wegen den Finanzen, diesbezüglich heute auch das Thema Stiftungen. Es ist da einiges an Geld zusammengekommen, jetzt müssen wir gemeinsam schauen, wie dieses Geld am besten eingesetzt wird.

K: Mhm.

SA: Ich meine dies im Zusammenhang mit der körperlichen Massage.

K: Ah, Sie meinen, wie dies für mich war?

SA: Ja, wie es Ihnen dabei erging. Ihre Partnerin hat mir bereits erzählt, dass es für Sie keine befriedigende Erfahrung war. Aber vielleicht gibt es Alternativen? Dies wollte ich heute auch mit Ihnen besprechen.

K: Mhm.

SA: Ich kann Ihnen einfach meine Sicht erklären. Vielleicht ist es für Sie halt ganz anders.

K: Ja (...), ja (...), tja, wo beginnen wir? (lacht)

SA: Ich möchte vorab noch von Ihnen wissen, was für Sie wichtig wäre heute zu besprechen?

K: Ja, da sind halt die Rechnungen. Meine Schwester hat mir bereits eine weitere Heizkostenabrechnung gegeben. Ich verstehe es nicht ganz, ist das eine Neue oder die Selbe? (..) Ich muss halt die Bank etwas herausfordern. Sie gehen ein Minus von 500 bis 600 Franken ein (..), ja, Rechnungen müssen halt auch bezahlt sein.

SA: Ja.

K: Ja, dann bekam ich Post von der IV (....) (räuspern) (...).

SA: Ja?

K: (..) (räuspern) (..) Entschuldigung.

SA: Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Es gibt keinen Grund dazu.

K: Ja (..), denselben Bericht bekam auch mein Anwalt (husten) (..).

SA: Ja?

K: Er hat mich sofort angerufen. Ich musste zu ihm. Wollen Sie den Brief lesen?

SA: Ja, gerne (liest) (...). Eine sehr ausführliche Begründung.

K: Ja, aber eine Provisorische.

SA: Mhm, (liest) tja, (...) wie ist das für Sie, wenn Sie das lesen?

K: (räuspern) (..) Ich habe es mit dem Anwalt besprochen. Dieser hat mir alles ausgerechnet und mir gesagt, ich werde etwa 2100.- Franken erhalten.

SA: Mhm.

K: Äh, ich denke, die Fürsorge muss sofort eingeschaltet werden.

SA: Mhm (..).

K: Aber zumindest tun die etwas. Die sind ja auch nicht dumm. Bestimmt werden die mir noch Nachzahlungen leisten.

SA: Das konnte ich in diesem Brief nirgends lesen. Hat dies der Anwalt so interpretiert?

K: Ja, und ich auch.

SA: Sie auch, ja, mhm.

K: Aber bestimmt würde dies dann auch das RAV und die Fürsorge interessieren.

SA: Ja.

K: Und das löst sich dann alles ab.

SA: Also wenn ich Sie richtig verstehe, denken Sie, dass dieses Geld dann genutzt würde, um zum Beispiel die Alimente rückwirkend zu bezahlen?

K: Ja, einfach Schulden begleichen.

SA: Wie ist das für Sie?

K: Tja, am liebsten würde ich dieses Geld verstecken. Es wird nicht viel sein.

SA: Mhm (...).

K: (...) So gerne würde ich einfach mal 2000.- Franken auf dem Konto haben (..). Meine Tochter heiratet (..). Ja mal schauen (..). Der Anwalt will noch keine Einsprache machen. Es sei ja erst ein Provisorium.

SA: Ja.

K: Da tut sich offenbar etwas, dies zeigt auch der Brief, den ich gestern erhalten habe.

SA: (liest) Ja, darf ich den kopieren?

K: Sicher. Das RAV wollte ihn auch kopieren. Aber denen habe ich dies nicht erlaubt.

SA: (schaut A. lange an) (...). Ja, es kommt doch gut. So wie ich das interpretiere, hat das RAV diesen Brief auch bekommen. Jetzt geht es darum, das Budget zu berechnen. Vielleicht brauchen Sie vom Sozialdienst eine Teilunterstützung.

K: Ja, sofort müssen die eingeschalten werden.

SA: Vielleicht ist dies nun etwas hart für Sie? Sie haben sich so lange auf diesen Bescheid gefreut, wenn ich dies mal so sagen darf, und nun bekommen Sie wieder nur 2100.-.

K: Ja, Sie haben Recht. Aber ich habe nie mit dem früheren Lohn gerechnet. Das war über 7000.-.

SA: Vielleicht müssen wir doch noch mal mit Ihrem Anwalt schauen. Sie haben sehr hohe Gesundheitskosten. Diese muss einfach irgendjemand übernehmen. Wir müssen auch beim Sozialdienst schauen. Der Sozialdienst rechnet sehr hart. Sie haben Ihre Partnerin in das Budget mit einberechnet, darum haben Sie nichts erhalten. Ich habe ja bereits einmal mit dem Sozialdienst telefoniert und erklärt, dass Sie sehr häufig in das Inselspital reisen müssen und schon nur dadurch hohe Reisekosten haben, die Ihr Budget sprengen. Wissen Sie, was ich meine?

K: Ja, ja, die haben halt einfach ihre Linie.

SA: Mhm, schon. Wir können es trotzdem versuchen. Mit dem Gesetz, dem Jurist.

K: Ja, noch etwas anderes. Meine Partnerin war katholisch, ist dann aber aus der Kirche ausgetreten. Jetzt wo sie mitbekommen hat, wie das hier abläuft mit RAV und Fürsorge und IV und (..) und plötzlich hier bei Ihnen gibt es Unterstützung. Sie konnte das fast nicht glauben. Sie will nun wieder der Kirche beitreten, aus Dankbarkeit. Ich soll Sie fragen, wie sie dies machen kann? (lacht)

SA: (...) Mhm (..) (schmunzelt) (..) ja, also, schön.

K: Ja, ich habe ihr gesagt, ich wisse zum Teufel nicht, (..) oh, Entschuldigung, ich meinte, ich wisse auch nicht, wie das geht.

SA: (lacht) (..) Ja, vielleicht ist es noch wichtig zu trennen, dass ich hier zwar auf einem kirchlichen Sozialdienst arbeite, aber für mich als Sozialarbeiter steht der Mensch im Mittelpunkt. Als Ihre Frau noch katholisch war, hätte sie trotzdem auch Zutritt zu mir, hier in der reformierten Kirche gehabt. Nun gibt es immer häufiger Stimmen, die wollen, dass nur noch reformierte Menschen zu mir kommen dürfen. Dies ist meiner Meinung nach zumindest zu hinterfragen. Ich meine, es wäre einfach schade, wenn es so kommen würde.

K: (..) Das verstehe ich nicht.

SA: Einfach alle Menschen, egal welche Religion, können in Not sein und sollen das Recht auf Unterstützung bekommen.

K: Sie hat einfach gemeint, Ihre Hilfe hat ihr Eindruck gemacht und darum überlegt sie sich, in die Kirche einzutreten. Soll ich besser den Pfarrer fragen?

SA: Ja, tun Sie das. Ich könnte es Ihnen jetzt schon erklären, aber wissen Sie, ich denke, dieser würde Ihre Frau sehr gerne beraten. Er hat wöchentlich im Schnitt 35 Kirchenaustritte und sozusagen nie einen Eintritt. Wenn es einmal einen Eintritt gibt, dann interessanterweise bei den Katholiken. Wirklich ein spannendes Phänomen (..). Doch, fragen Sie den Pfarrer (...). Ist gut?

K: (...) Ja.

SA: Also dann wegen dem Anwalt. Ich habe den Stiftungen erklärt, wie wichtig dieser Anwalt für Sie ist. Ich habe gesagt, dass er sich wirklich für Sie einsetzt. Es geht ihm um Ihre gesamte Situation, man könnte fast gar sagen, die IV Geschichte ist für ihn im Gesamten gesehen nur ein Nebengeleise.

K: Ja, ja.

SA: Also um es kurz zu fassen, aus diesem Grunde hat die Stiftung sich entschlossen, Ihre beiden Anwaltsrechnungen zu bezahlen.

K: (..)

SA: Auf diese Art habe ich mich für Sie eingesetzt. Weil sie wollten erst, dass Sie sich einen unentgeltlichen Anwalt nehmen, aber ich habe ihnen erklärt, wie wichtig für Sie genau Ihr Anwalt ist.

K: Ja, er weiss wie ein Arzt alles über mich. Er versucht alles.

SA: Können Sie ihm sagen, dass das Geld kommt, aber es noch etwas dauert, bis die Stiftung bezahlt hat?

K: Ja, ja also ja, (..) ich denke schon.

SA: Gut, dann habe ich noch eine Stiftung angeschrieben bezüglich Ihrer Gesundheitskosten. Darüber haben wir ja bereits letztes Mal gesprochen.

K: Mhm.

SA: Vielleicht können wir dann fürs Erste von diesem Geld etwas für das Hochzeitsgeschenk für Ihre Tochter abzweigen?

K: (..) Ja,(..) ja, (...) ich habe mit meiner Tochter über das Geschenk gesprochen. Sie wäre froh um eine finanzielle Unterstützung (...), ja (...).

SA: Ja, das wäre jetzt möglich mit diesem Stiftungsgeld. Wollen Sie das?

K: Ja, ich würde es ihr in einem schönen Brief in bar geben.

SA: Es reicht für Fr. 500.-, dann könnten Sie immer noch die offenen Selbstbehalte der Krankenkasse mit dem Stiftungsgeld bezahlen. Sie haben Ihnen 1500.- zugesagt.

K: Ja, das wäre viel.

SA: Das wäre viel?

K: Ja, nicht zu viel, aber es wäre viel.

SA: Sind Sie so einverstanden?

K: Ja, das wäre super!

SA: Und sonst, wie ist es Ihnen seit unserem letzten Gespräch gesundheitlich ergangen?

K: Etwa noch dasselbe. (..) Was mir etwas Angst macht (..), aber ich gehe es nicht sagen (..), ich muss jeden Morgen viel (räuspern) (...) Husten, Erbrechen, so dass Blut kommt (...) und (...) ich warte ab (...). (Tränen) (...) Ich habe anderes zu tun, dass dringender ist, die Zeit reicht nicht für alles (...).

SA: Das heisst, der Arzt weiss es noch nicht?

K: (...) Genau.

SA: Vielleicht, ich will Sie nicht beeinflussen, aber ich könnte mir vorstellen, weil Ihr Arzt ja wirklich jemand sehr einfühlsames ist, dass

K: Ja, das ist er.

SA: Sie erleben ihn auch so?

K: Ja.

SA: Es könnte sinnvoll sein, dass Sie jetzt am Anfang, wo Sie noch nicht so lange Blut erbrechen, dass Sie es bald ihm sagen.

K: (..) Ja, also wenn es anhalten wird. Jetzt heute war noch nichts, manchmal morgens (..), gestern Nachmittag, ein Schwall (...) (Tränen). Dann muss ich es schon sagen, (..) vielleicht ist es nur ein Medikament, das mir nicht gut tut, (...) weil mein Hals ist wund, ich kann keine mehr über den Mund einnehmen (...). Es ist ja auch, weil ich will niemandem Angst machen.

SA: Genau, aber vielleicht könnte der Arzt auch Ihnen die Angst nehmen?

K: (...) (Tränen) Nein, ich kann es gut wegstecken.

SA: Ja?

K: (...) Ja (...).

SA: Wissen Sie, ich bin kein Arzt, aber wenn Sie Blut erbrechen, dann würde ich nicht zuwarten. Ich kann mir vorstellen, eine Untersuchung bringt etwas Klarheit und Sie müssen die Angst vielleicht weniger wegstecken.

K: (...) Ja (...), ich kann immer noch dem Arzt sagen. Ich lasse mir im Augenblick nicht (..) durch dieses Rohr (..) (räuspern) (..).

SA: Genau, der Entscheid liegt bei Ihnen.

K: Ich habe sowieso in zwei Wochen einen Termin. Dann kann ich einschätzen, wie viel (..), wie fleissig (..), nein (Tränen).

SA: Mhm, (...) dann waren Sie doch bei der Frau Z.

K: Ah ja, sie ist sehr nett. Ich habe mich wohl gefühlt (...). War dort ohne Vorurteil, konnte rasch ja sagen, (...) aber, ich habe auch nicht erwartet, (lacht) dass es irgendwie, ja irgendwie hat es mich nicht überzeugt, gar nicht. Konnte nichts spüren.

SA: Überhaupt nichts?

K: Gar nichts.

SA: Ihre Frau hat mir erzählt, dass Sie nicht mehr dorthin gehen wollen?

K: Nein.

SA: Könnten Sie sich dann vorstellen, weil ich habe mir erlaubt mit einem Psychologen zu sprechen, der einige Erfahrung besitzt mit krebserkrankten Menschen. Er hat gesagt, dass Körpertherapien wichtige Hilfen sein können, um besser im Gleichgewicht zu bleiben. Weil Krebs, wie Sie mir selber gesagt haben, kann auch viel mit alten Geschichten zu tun haben. Aus dem heraus habe ich mir überlegt, dass es gut sein könnte, jemand anderes zu suchen, einen Therapeuten der mehr Hintergrundwissen mit Krebserkrankten hat (...).

K: Also es ist so, (..) jedes Gespräch, ob mit Hausarzt, (..) oder mit Ihnen, (..) tut mir gut. (...) Darum kann ich sagen, ich bin nicht abgeneigt. Aber es ist kein Strohhalm für mich (..).

SA: Ja (..), weil ich habe Ihnen bereits letztes Mal gesagt, dass ich noch eine weitere Stiftung angeschrieben habe. Nun wurde Ihnen das Geld für eine alternative Therapie zugesichert. Ich würde Ihnen nun vorschlagen, bald möglichst nach einem geeigneten Therapeuten zu suchen.

K: Ja, das wäre nett.

SA: Also, ich werde mich bei Ihnen melden, sobald ich mehr weiss. Und was ich mir auch noch überlegt habe, vielleicht interessiert es Sie weniger, aber ich möchte Sie trotzdem fragen, wie es den für Sie bei dieser Therapeutin wirklich war. War es für Sie komisch, wenn da jemand einem die Hände auflegt und von Energieströmen spricht? Kam Ihnen das denn eher wie Hokusfokus vor?

K: (..) Mhm, nein überhaupt nicht. Ich habe einfach nichts gespürt. Sie hat mich auch gefragt, ob ich nicht eine Wärme oder so spüre. Dann habe ich ihr gesagt, ja die Wärme von ihrer Hand, mehr nicht.

SA: Vielleicht würde es ja auch mehrere Sitzungen benötigen, bis etwas zu spüren ist?

K: Es gibt doch da diese Progressive Entspannungstherapie. Die finde ich genial. Da kann ich mich wirklich etwas gehen lassen. Habe das Gefühl, es tut mir gut. Natürlich wird es mich nicht heilen, aber es tut gut.

SA: Das ist gut zu wissen. So kann ich mich gezielter umschauchen, was es für Möglichkeiten gibt.

K: Ja, es zeigt Ihnen doch auch, dass ich nicht einfach abgeneigt bin.

SA: Genau, ist doch gut. Ich werde mich melden. Was auch noch Sinn machen würde, da Sie mir sagen, dass die Gespräche Ihnen gut tun. Bei mir ist halt immer dieses rechtliche und finanzielle Thema, dann wären noch der Hausarzt und der Psychiater. Haben Sie noch einen Psychiater?

K: Ja, ich war bei meinem Früheren. Er hat gesagt, solange ich noch Alkohol trinke, habe es keinen Sinn, irgendeine Tablette zu geben. Die nütze dann kaum mehr und könne Nebenwirkungen haben.

SA: Was hat dies bei Ihnen ausgelöst, als Sie dies gehört haben?

K: Ich habe ihm dies geglaubt und mich nicht gerade als herausgeschmissen gefühlt (räuspert), aber ich war schon früher bei ihm und habe mich nicht wohl gefühlt. Ich ging nur wieder, weil mich mein Arzt überredet hat hinzugehen. Er hat gesagt, der würde schliesslich meine Vorgeschichte bereits kennen. Aber dem war nicht so, der Psychiater konnte sich nicht mehr an mich erinnern (lacht).

SA: Er wird halt viele Klienten haben.

K: Stimmt (..).

SA: Wie sind Sie jetzt mit ihm verblieben?

K: Nichts.

SA: Wären Sie bereit, mit dem Hausarzt über den Alkohol zu sprechen?

K: Ja, das kommt immer wieder vor.

SA: Ich meine mehr auch, das Thema Antabus anzusprechen?

K: Ja, ja, aber ich bin ja jetzt am Zurückschrauben. Ich trinke nur noch ab und zu ein Bier, zusammen mit einem Temesta. Ich weiss, dass es eine gefährliche Kombination ist.

SA: Ja, das ist so. Ich könnte mir vorstellen, an Stelle von Temesta regelmässige Körpertherapie zu machen. Dies könnte einen grösseren angstlösenden Effekt haben. Sie haben doch selbst gesagt, je mehr Angst Sie haben, umso mehr verschliesst sich Ihre Speiseröhre.

K: Ja.

SA: Vielleicht würden Sie so das Temesta und das Bier noch mehr verringern können? Oder wie sehen Sie das?

K: (..) Ja, vielleicht wäre es eine Hilfe.

SA: Dann könnten Sie Schritt für Schritt mit dem Alkoholkonsum herunterfahren (..). Wird wohl alter Kaffee für Sie sein, was ich da erzähle (..)?

K: Nein, ich muss ja sagen, ich war lange abstinent (..). Aber es schleicht sich wieder so ein. Wir gingen einmal mit dem Hund an die Aare und haben uns gesagt, wir nehmen eine Flasche Bier mit (..) und damit hat es wieder begonnen.

SA: Es hat mir einmal ein Mann hier am Tisch erzählt, und das hat mich sehr beeindruckt, dass er zwanzig Jahre ohne Alkohol gelebt habe. Seine Partnerin habe ihm jeden Monat ein Diplom dafür geschrieben. Aber nach zwanzig Jahren hat er wieder zu trinken begonnen mit einem Kollegen, weil er dachte, es sei kein Thema mehr für ihn. Er meint, sein Gedächtnis sei wahrscheinlich sehr listig und konnte sich wieder erinnern.

K: Ja, das ist so (..), das sind die Synapsen, die sich da verbinden (...), Belohnung, vergessen (..), übertünchen.

SA: Übertünchen.

K: Ja genau, übertünchen. Weil das Problem ist ja immer noch da.

SA: Mhm (..), übertünchen.

K: (...)

SA: Würde es Sinn machen, wenn Sie beim Psychiater dorthin schauen würden, dort was hinter diesem Übertünchen ist?

K: So wie ich es in Erinnerung habe, hat mir der Psychiater eben gesagt, ich soll erst wieder kommen, wenn ich 100 % trocken bin.

SA: Mhm (..), kann ich etwas für Sie tun, das in diese Richtung gehen würde?

K: Ich darf nicht zu viel auf einmal anreissen.

SA: Also kleine Schritte. Was wäre denn der nächste Schritt?

K: Es geht mir nicht gut. Ich habe keine Energie etwas zu tun. Wenn ich es nicht mehr selber zustande bringen werde, meine Formulare zu bewältigen, dann mache ich einen Temesta Entzug, geht etwa eine Woche.

SA: Das würden Sie tun?

K: Ja, im Notfall. Und ich sehe diesen kommen.

SA: Sie sehen diesen kommen.

K: Ja.

SA: Würde es dann Sinn machen zu überlegen, was nach dem Entzug, an Stelle des Temestas, das Ihnen ja hilft die Ängste zu nehmen, was dann an diese Stelle treten soll? Verstehen Sie, was ich meine?

K: Ja, das wird dann etwas sein, das ich einfacher absetzen kann.

SA: Ja, schon (..).

K: Weiss nicht, bin nicht Arzt (..).

SA: Ja, klar (..). Sie erinnern mich ein wenig an diesen Mann, den ich vorhin bereits erwähnt habe. Er ging regelmässig in die von Ihnen auch genannte Entspannungstherapie. Aber er machte auch tagtäglich zu Hause diese Progressiven Muskelentspannungsübungen.

K: Ja, ich habe mir auch solche CDs gekauft.

SA: Ah, das haben Sie bereits!

K: Ja, (lacht) aber ich habe sie weiterverschenkt.

SA: Ach so, (lacht) es ist einfacher, die anderen arbeiten zu lassen.

K: Ja, aber ich habe sie wieder gekauft. Aber ich habe nun keinen Kassettenrecorder mehr. Das ist noch schade (...). Aber ich könnte es ja schon machen. Ich habe noch ein anderes Gerät. Es würde vielen Menschen gut tun, nicht nur mir.

SA: Ganz bestimmt. Wollen Sie das als Hausaufgabe auf nächstes Mal machen, mit diesen Übungen beginnen?

K: Ja, das kann ich machen, ja.

SA: O.k., ich schreibe dies auch auf. Was denken Sie, was ist realistisch: täglich oder alle drei Tage?

K: Ich muss mir das etwas vorstellen, wo und so. Aber ich könnte mir das schon einrichten (...). Ich meine nicht das Zimmer, sondern dass ich das tun kann (...). Ich gehe immer um ein Uhr eine Stunde schlafen, (räuspert) damit könnte ich es verbinden, (...) ja.

SA: Es ist schwierig, tagtäglich an etwas dran zu bleiben (...).

K: (...) Ich möchte nicht täglich, fix.

SA: Wie dann?

K: Dann, wenn ich mich darauf freuen kann.

SA: Aha, ja, ist doch gut (...). Ist sonst noch etwas?

K: (...) Nein, wie gesagt, die anderen Rechnungen versuche ich halt irgendwie zu bezahlen.

SA: Was gibt es denn noch für Rechnungen?

K: Die meiner Schwester, die Vorherigen.

SA: Ach, die sind immer noch ausstehend? O.k. (..), dann werde ich das noch klären und mit dem Stiftungsgeld einbezahlen (gemeinsames Durchschauen und Ordnen der mitgebrachten Rechnungen). O.k. (..)(räusperrn). Machen wir noch einen Termin ab?

K: Ja, das ist gut.

Interview 1

I.: Kannst du etwas darüber erzählen, wie es dazu kam, dass du Sozialarbeiter werden wolltest?

SA: Ja, mhm (...) das ist sehr vielseitig. Ein Teil ist so meine Herkunftsfamilie. (...) Mir war damals meine Rolle bewusst, dass ich in eine Ersatzrolle für meinen Vater hereingerutscht war. Also so zum einen Teil die Parentifizierung. (...) Zu viel Verantwortung zu tragen. Diesen Teil habe ich in einer Therapie vor der Soz angeschaut. Ich hatte lange das Gefühl, wenn ich ganz therapiert bin, dann will ich diese Rolle nicht mehr, also eher so defizitorientiert. Habe dann aber auch gemerkt, wenn man dies erlebt hat, dann hat man auch gelernt, gut zu vermitteln. Also dann könnte es bei mir als Sozialarbeiter darum gehen, und das ist für mich ein ganz wesentlicher Teil, dass ich vermittele, aber mich selber draussen lasse. Zwischen Behörde und Klient und so. (...)

Und da ist auch das Interesse an der Psychologie. Das war immer schon da. Also ich komme aus dem Büro, aber ich fand es immer schon interessant: Warum verhält sich der Mensch so und nicht anders? (...) Also verstehen, auf verschiedene Arten verstehen können. Mein erster Beruf war Elektroniker, da ging es auch darum, Sachen zu analysieren, zu untersuchen und daraus etwas zu machen. Aber diese Materie ist tot. Mit Menschen etwas zu machen, entspricht mir mehr. Die Psychoanalyse hat mich eine Zeit lang sehr interessiert. Ich habe viel gelesen und auch eine Prüfung darüber abgelegt. Ich finde es nach wie vor sehr spannend. Aber damals habe ich gemerkt, dass ich einen anderen Ansatz suche. Aber das Gelernte ist mir nach wie vor sehr dienlich. (...) Ich habe Menschen gerne. Dies hat mich damals weggebracht von meinem Schreibtisch. Wobei ich sagen muss, dass mich der Schreibtisch auch in diesem Beruf verfolgt. Vor allem an dem blöden PC, an dem nage ich auch hier weiter. Hätte lieber mehr mit Menschen zu tun.

I: Dann könnte man also sagen, dass deine Motivation, Sozialarbeiter zu werden, auch mit dem Interesse an der Auseinandersetzung mit dir selber zu tun hatte? Mit dem Bedürfnis, dich reflektieren zu können? Dich weiterzuentwickeln?

SA: Mir hat einmal jemand gesagt, also mein damaliger Praktikumsbegleiter, wenn ich aufhöre, an mir zu arbeiten, mich selber anzuschauen, dann werde ich als Sozialarbeiter nicht mehr im richtigen Beruf sein. Ich habe das damals gehört und mitgenommen: heute weiss ich aber besser, was er damit gemeint hat. Für mich war der Berufsentscheid aus einem Manko heraus entstanden. (...) Aber dies kann etwas Gutes haben. Es hat immer mit mir zu tun und mit meiner Haltung. Kürzlich hatte ich gleich zwei suizidale Klienten. Ich

dachte, was das denn nun soll, das ist mir nicht so ein nahes Thema. Also auch dorthin schauen. Wo stehe ich da, was hat dies mit mir zu tun. Diese Konfrontation als Bereicherung anschauen.

I: Dann ist eigentlich deine Motivation über deine vielen Berufsjahre hinweg dieselbe geblieben? Ein Reflektieren, ein Bewusstsein Suchen?

SA: Ja, das ist ein Teil. Aber es gibt auch einen politischen Teil. Wenn man sich anschaut, was da alles so läuft auf Kosten der Ärmsten. Das darf doch nicht wahr sein. In meiner täglichen Arbeit, in der beschränkten Zeit, die ich habe, möchte ich ein Zeichen setzen. Dies ist ein weiterer wichtiger Teil für mich. Das hat auch damit zu tun, dass ich zusätzlich ehrenamtlich in dieser Stiftung sitze. Da habe ich mich auch schon gefragt, was soll das eigentlich, warum tue ich dies? Lebe ich da einen Helfertick aus? (..) Der Sinn, für die Gesellschaft etwas zu tun und nicht nur zu jammern, etwas bewegen wollen. (..)

I.: Dieser zweite Aspekt hat sich mit deiner Berufserfahrung verstärkt, am Anfang hast du davon nichts erzählt?

SA: Ja, zu Beginn war dies weniger, das wurde mir erst später bewusst. (...)

I.: Wie findest du, ist das vorherige Gespräch verlaufen?

SA: (...) Mich hat es gefreut, dass er offen geblieben ist auch bei deiner Anwesenheit. Weil ich weiss, wie misstrauisch er ist. Auch seine Partnerin sagt das. Er ist sehr zurückhaltend, schambesetzt. Hat starke Schuldgefühle und Depressionen. War toll, hat er gesprochen. Es ist bei ihm immer eine Gratwanderung, wie viel ich ansprechen kann, ohne dass er gleich wieder abhängt. Es war etwa das fünfte Gespräch mit ihm. Ich weiss bei ihm, ich glaube, das darf ich dir schon sagen, ich habe auch mit seiner Therapeutin gesprochen, sie sagt es sei enorm, wieviel Aufwand der Mann betreiben muss, um seine Ängste zu unterdrücken. Dass er trotzdem zu mir in die Beratung kommt, (...) ich denke, das ist eine enorme Leistung. Er hat ja gesagt, es sei toll, dass er kommen konnte. Da war ich erstaunt, weil dieses Gespräch ja nicht so in die Tiefe ging. Als Beispiel das letzte Mal, da hat er von dieser ██████ gesprochen, in ██████. Vielleicht kannst du dich daran erinnern?

I.: Ja.

SA: Das war er. Er versucht, diese Geschichten aufzuarbeiten. Er hat gesagt, von diesen hätte er noch einige mehr. Dies war mit der Auslöser, dass er zu mir kam, nebst seinem ganzen Elend und, das hat er heute nur am Rande erwähnt, da ist noch die Hochzeit seiner Tochter. Das ist eine starke Kränkung für ihn, weil er ihr als Vater kein Geschenk machen kann. (..)

I.: Dann war er heute verschlossener als andere Male?

SA: Eher ja. (..) Es nimmt mich Wunder, wozu er bereit ist, mit mir zu arbeiten. (...) Diese langjährige Alkoholgeschichte. (...)

I.: Und jetzt noch der Krebs?

SA: Ja, ein massiver Krebs. Und dies heute ist sein zweiter Krebs. Den ersten hatte er in der Speiseröhre (..). Durch ihn hat er alle seine Zähne verloren (...) und jetzt der zweite im Magen (..). Dass er Angst hat, zum Hausarzt zu gehen, (...) einfach verdrängt. So lange er bereit ist, sich aufzutun, Vertrauen zu fassen, wird er hierher kommen. Ich kenne seinen Psychiater, er scheint mir sehr gut zu sein (...).

I.: Er will K. erst wieder sehen, wenn er nicht mehr trinkt.

SA: Ja, (..) das ist (..) eine Art ein Druckmittel, dass er sagt, nur wenn er trocken ist, kann er mit ihm arbeiten. (..) Der Leidensdruck von K. ist ja riesig, vielleicht hilft ihm dieser Druck halt, das Bier sein zu lassen, einen Entzug zu machen.

I.: Du hast gesagt, dass K. sich öffnen konnte. Während diesem Gespräch hatte ich den Eindruck, dass auch du dich sehr auf K. konzentrieren und einlassen konntest.

SA: Ja, mir war wichtig, dass nicht ich im Zentrum bin, sondern er. Gerade er mit seiner Geschichte voller Kränkungen soll erfahren dürfen, dass es hier um ihn geht.

I.: Hat er dies heute erfahren?

SA: Ich denke schon. Ja unten, als ich vorhin noch mit ihm zum Kopierer ging, das war eindrücklich. Da hat er sich von mir weggedreht und zugleich meine Hand gehalten und

geweint. Dies ging mir sehr nah (..). Er hat sich bedankt für die Hilfe und gesagt, dass er sich fast nicht mehr getraue, wieder zu kommen (..). Ist doch wahnsinnig!

I.: Was genau ging dir so nahe?

SA: (...) Dieser Abstieg, dieser unaufhörliche Abstieg. Von einem gut verdienenden, in die Gesellschaft integrierten Manne, zu diesem kranken, leidenden, Angst erfüllten Menschen.